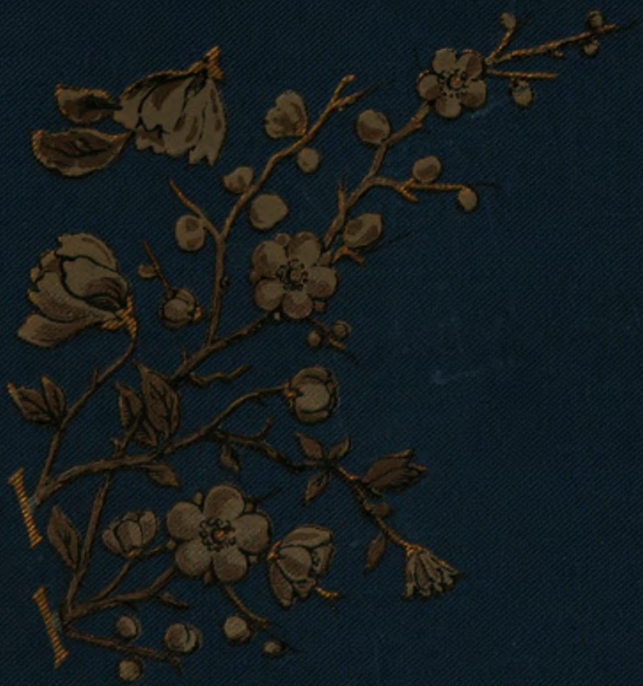
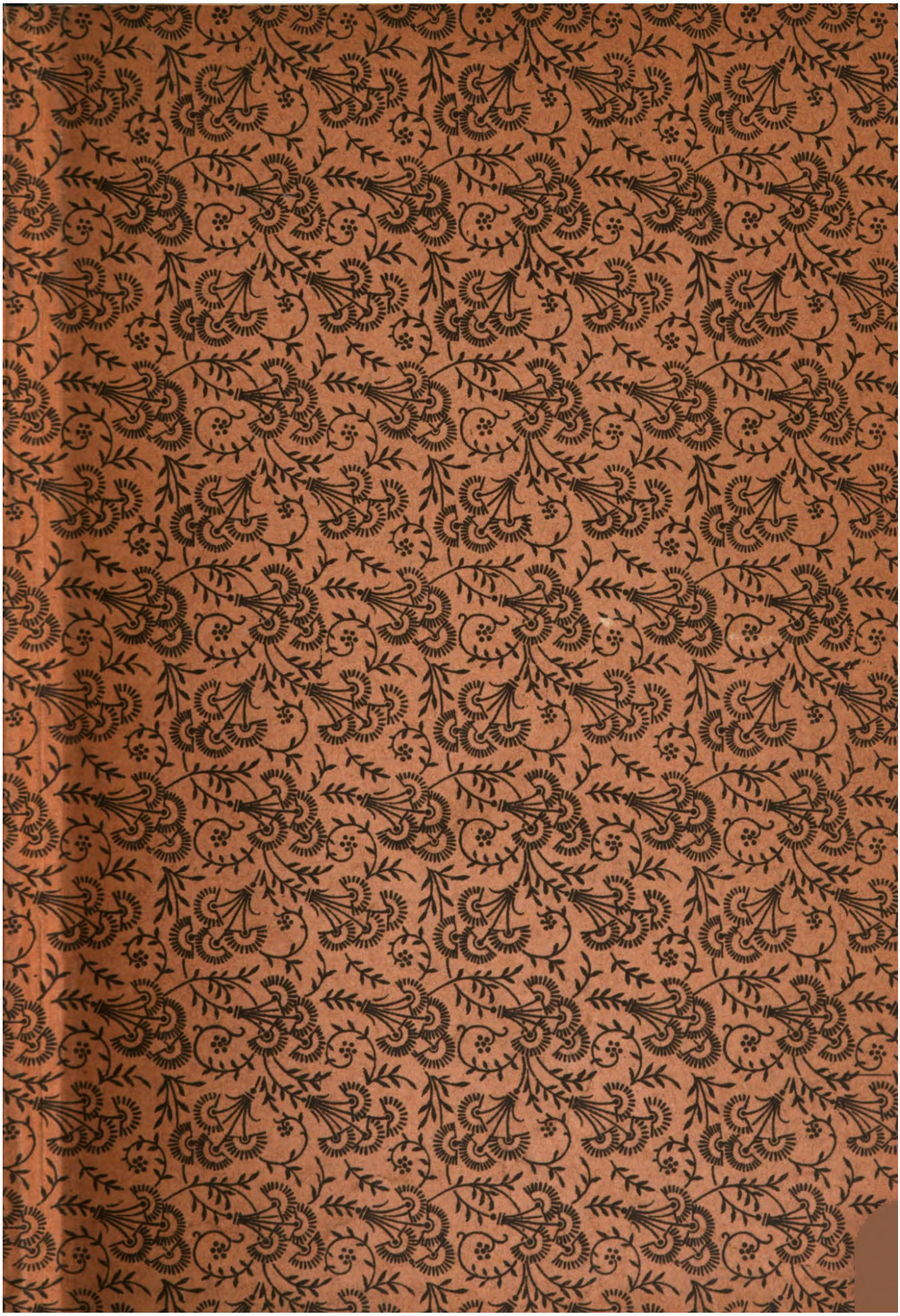
UC-NRLF
B 3 149 090

Heiberg Novellen



LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.

Class 872
H465
v.4



Schriften
von
Ivan Turgenjew
Vierter Band.
Novellen.
Wilhelm Friedrich
Leipzig Berlin
M. Kämmerer

Novellen

von

Hermann Heiberg.

Leipzig,

Wilhelm Friedrich

K. K. Hofbuchhändler.

Alle Rechte vorbehalten.

Inhalt.

	Seite
Julia	1
Unſ' Korl	31
Im Liebesrauſch	47
Aus dem Fiſcherhaus	57
Inés	93
U. B. E. Paulſen	159
Hinter der Düne	189
Jeg elsker Dig	213

208017

Julia.

Nun ist er dahingegangen. In der Blüte der Jahre ist er gestorben. Gegen den Tod, der an seinem Bettende stand und das Stundenglas in der Hand hielt, hatte er sich nicht einmal aufgebäumt. Er rang nicht mit dem Sensenmann, wie so mancher, in dessen Innerem es aufschreit: „Du kannst noch leben! — Du mußt noch leben!“ und den unsichtbaren Feind überwindet. Ihn überfiel der Tod hinterlistig, hinterrücks, warf ihn nieder, umklammerte ihn mit seinen eisernen Armen, würgte ihn, ohne daß der Angegriffene sich zu wehren vermochte, und schaute dann grinsend auf die Sanduhr, mit deren Ablauf auch das Leben gewichen war.

Mitten in seinem Beruf geschah ihm das, ihm, der so vielen Tausenden geholfen hatte, der an dem Krankenbette anderer erschienen war und schon durch sein Kommen den Tod verscheucht hatte.

Er war Arzt in einem Landflecken meiner Heimat und hier lebte er, — ein noch jüngerer Mann, — ganz seinem Berufe. Manches ernste und manches schelmische Mädchenauge hatte zu ihm aufgeschaut. Aus seinen guten lieben Augen traf auch sie ein Strahl, aber es hatte nie gezündet. Er hatte schon als Schüler um ein Weib gefreit. Gefreit? Ja, aber nicht in dem üblichen Sinne. Freundin, Verlobte, Gattin — war ihm seine Mutter.

Sie hatte ihn unter unsäglichen Schmerzen geboren und Monate hatte sie zwischen Leben und Tod geschwebt. Er lachte schon so früh, der kleine blonde Engel, um den sie bis an die Pforten des Todes trat, und dieses Lachen eines gesunden lebendigen Geschöpfes wirkte besser, als die feinste Nahrung, die sorgsamste Pflege. Und später warf den Jüngling eine Krankheit darnieder, der er erlegen wäre, wenn nicht ein menschliches Geschöpf, eine Frau, sich in einen Engel verwandelt und Uebermenschliches an Geduld und Selbstverleugnung geübt hätte.

So genas er. Das alles hatte die beiden Menschen auch äußerlich unzertrennlich verbunden; und er wußte es: wenn das Bild einer anderen Frau in seinem Inneren Gestalt gewann, wenn

er nicht mit trotzender Gewalt die Frühlingsstürme jeder aufkeimenden Liebe von sich abschüttelte, — wenn er sich einer anderen ergab, — so würde es ihr Tod sein.

Bisweilen verirrt sich selbst die weise schaffende Natur und es treten körperlich verbundene Geschöpfe ins Leben. Hier waren zwei Seelen mit einander verwachsen, aber nicht nur im vorübergehenden Rausch, sondern fürs Leben, bis in die Ewigkeit. Es war im Gange des Täglichen, als ob ein Stück seines inneren Menschen sich verkörpert habe und nun dem eigenen Ich alle Liebesdienste thue, die nur eine berechtigte Eigenliebe fordern könne. Und diese Verkörperung war seine Mutter!

Wir kannten uns schon als Schüler; er war mein „bester Freund" und dasselbe sagte er von mir. Seine stille, feine und doch entschiedene Art, seine Selbstlosigkeit und Pflichttreue ließen mich ihn ehren, obgleich ich nur die Dinge nahm, wie sie eben erschienen und mit meinem flüchtigen Knabensinn zu einer nachdenkenden Schätzung über ihn nicht gelangte. Ich war eifersüchtig auf seine Freundschaft und einst, als wir stumm neben einander unter dem Apfelbaum unseres Gartens standen, fielen wir uns plötzlich im

Drange unſerer Zuneigung um den Hals und küßten uns.

Keine Ferienzeit gab es, in der ich nicht Gaſt im Hauſe ſeiner Mutter war. Da er mich liebte, ſo liebte auch ſie mich und unermüdlich ſann ſie darauf, uns zu erfreuen. Dabei war ſie nicht immer verſtändig, weder für ihn, noch für mich, ja, ſie hielt in ihrem Thun oft ſo wenig Maß, daß ſie ihn fürs Leben verdorben haben würde, hätte nicht ſein allem Uebertriebenen abgeneigter Sinn ſelbſt die Schranke gezogen, — hätte er nicht das „Zuviel“ ſelbſt erkannt und ihr verziehen, weil er die Abſicht ehrte.

Die glücklichen Stunden ungebundener Sorgloſigkeit jener Zeit ſteigen in der Erinnerung vor mir auf!

Alles war vornehm und reichlich. Mit Wonne ſchlürfte ich aus dem vollen Becher der Freude, doppelt, da ſich die Verhältniſſe weſentlich von denen meines Elternhauſes unterſchieden, in dem es einfach und ſparſam herging.

Dann ſahen wir uns in ſpäteren Jahren wieder, zwar in ungleicher Lebensſtellung, aber mit denſelben Gefühlen freundſchaftlicher Zuneigung. Seine Mutter war mit ihm auf die Univerſität gezogen. Während ſeine Commilitonen

vier Treppen hoch stiegen und keuchend eine kleine Kammer erreichten, in welcher das Corpus juris und der Brodschrank ungleichartige Beachtung fanden, hatte sie eine ganze Wohnung gemiethet und der Diener hätte ihm die Lehrbücher zum Hörsaal nachgetragen, wenn er es nicht untersagt hätte. Oft vernahm er den Spott seiner Kameraden, aber er schwieg, denn rücksichtsvolle Liebe erträgt Stärkeres, als die Auswüchse des Schein-Urtheiles.

Als er um die Examenzeit die Nächte zur Hülfe nahm und seine Wangen ihre Frische verloren, horchte sie im Nebengemach und hörte jede Stunde schlagen. „Laß es! Du brauchst es ja nicht," sagte sie ihm. Sie konnte ihren Liebling nicht leiden sehen. Wenn er sie aber dann anschaute und lächelte, ihre Besorgnisse entkräftete, ihre Einwände zurückwies und mit einem „Du unverbesserliche Mama!" sie auf die Stirn küßte, gab sie sich stillbeglückt zufrieden.

Und er machte seinen Weg. In einem kleinen Flecken seiner Heimat ließ er sich als Arzt nieder. Auch das sah ihm gleich. Er wollte unter Menschen leben und wirken und wählte das Land. Trotz der Verwöhnung seiner Erziehung suchte er das Einfachere, Natürlichere. Und wieder zog sie mit ihm, und saß spät

Abends bei der sinkenden Lampe, bis der Hufschlag ertönte, der seine Wiederkehr von einem späten Krankenbesuch ankündigte.

Und so blieb es bis zu seinem Lebensende. Sie folgte ihm bald. Ihre Augen waren vom Weinen bald erblindet. Gleichviel für sie. Sie sah ihn nimmermehr. — Und doch war einmal die Rose „Leidenschaft“ in ihm aufgeblüht und fast wäre er erlegen.

Wir saßen im Garten hinter dem städtisch eingerichteten Bauernhause, das sein Eigenthum war. Es war Sommerszeit. Das warme Dunkel des Abends ward durch eine Lampe erhellt. Ein gleichsam magisch angezogener Nachtfalter umflatterte das Licht. Das starke Flügelschlagen des geängstigten Insekts traf unser Ohr; endlich fiel es erschöpft zu Boden. Da hub er in der Stille der Nacht an, seitwärts noch einmal lauschend, ob seine Mutter ihn auch hören könne.

„Du erinnerst Dich aus unserer ersten Studentenzeit, daß wir eines Abends durch den Besuch meiner Cousine überrascht wurden. Sie kam aus dem großen Leben der Hauptstadt und zeigte sich uns unter den Nachwirkungen aller jener Verwöhnungen und Schmeicheleien, die ihr

am Hofe entgegen getragen waren. Man fühlte sich bald angezogen, bald abgestoßen von ihrem ungleichmäßigen Wesen. Nun, Du weißt's ja! Warst Du doch selbst so verliebt, daß Du Deinen Empfindungen in Versen Ausdruck gabst und ihr oft genug Gedichte überreichtest, über die sie dann hinter Deinem Rücken weidlich spottete.

In unserer Verwandtschaft waren wir von Kindesbeinen an für einander bestimmt gewesen. Das wußten wir und das brachte uns von vornherein in die entgegengesetzte Stimmung und Absicht. Und doch wäre ich schon damals schier verzweifelt, wenn sie einem anderen sich anverlobt hätte. Ich begehrte sie nicht, — aber unerträglich war mir der Gedanke, sie in den Armen eines anderen zu wissen. Malte ich mir dies aus, so gährte es in meinem Inneren auf.

Als ich ihr eines Tages gegenüber saß und halb verloren in ihre schönen, stets blassen Züge und die unerforschlichen Augen schaute, wandte sie sich verdrießlich ab und sagte trotzig: „Nun, was soll's?"

„Darf man die Prinzessin nicht mehr anblicken, ohne ungeduldige und unhöfliche Worte zu hören? Dann will ich lieber gehen, —" erwiderte ich und erhob mich.

„Bleibe, ich bitte Dich!“ sagte sie rasch und hielt mich sanft zurück. „Du hast meine Worte nicht richtig ausgelegt, Alexander. Ich glaubte daß Du —“

Sie stockte.

„Nun, Julia, Du glaubtest?“

„Hör einmal, Alexander,“ fuhr sie mit anfänglicher Ueberwindung fort. „Gieb es auf! Dir zu Liebe, nicht mir zu Liebe! — Ich will Dir etwas anvertrauen, was mich selbst namenlos unglücklich macht. — Hörst Du mich? — —“

„Ja, — ich höre —“

Sie ließ die Hände in ihren Schooß gleiten und sagte mit einem trüben Blick: „Du wirst es nicht glauben, Alexander, aber doch ist's eine traurige Thatsache! — — Ich habe kein Herz! — Laß mich einmal mich aussprechen: Ich leide nur unter einem mir unbestimmten, völlig unklaren Etwas, aber nicht unter dem, was andere nachdenklich und traurig machen würde! — Wenn ich sehe, daß jemand mich lieb hat, — ja, um mich sich ängstigt und weint, wie es mir drüben geschah, wo man öfter um mich warb — dann fühle ich nichts dabei.

Auch sonstiges Leiden anderer Menschen geht mir nicht zu Herzen. Ich denke nur daran, alles

Unbehagliche von mir fern zu halten, — jeden Tag, als solchen, genußreich zu gestalten und, ohne an die Folgen, oder gar an die Zukunft zu denken, meiner Eigenliebe für den Augenblick zu genügen.

Ich weiß, was Du mir einwenden willst. —

Ich zeige trotzdem ein freundliches und theilnehmendes Wesen und trotzdem eine oft auffallende Gleichgültigkeit gegen das Vergnügen. Das ist alles Schein! — Denke Dir, daß ich, wenn Tante Claire heute sterben würde, (hier flüsterte sie, wie über sich selbst erschreckt) gar keine Thräne vergießen könnte! Das ist schrecklich, Alexander, nicht wahr? — Gestern malte ich es mir aus, daß sie im Sarge läge und daß Du unaufhaltsam weintest; daß auch ich dann keinen einzigen älteren Verwandten mehr auf der Welt haben, daß ich einsam und verlassen sein würde und, — wenn auch vor Sorgen geschützt, — doch bei Fremden ein Unterkommen suchen müsse, — aber denke Dir, Alexander, ich empfand nichts Drückendes dabei, — auch jetzt nicht, wo ich es Dir erzähle. —"

Ich sah befremdet zu ihr empor.

„Und deshalb, Alexander, muß ich Dich warnen!"

Sie stockte, — fuhr dann aber hastig fort:

„Du kannst, Du darfst mich nicht zur Frau nehmen, wie unsere Eltern es stets planten. — Dich sicher unglücklich zu machen, — dazu habe ich Dich viel, viel zu l — —“

Sie verhüllte ihr Angesicht und schluchzte.

Ich wollte aufspringen und sie an mein Herz drücken, denn was sie leugnete, das sprudelte ja nun wie eine bisher verborgene Quelle aus ihrem Inneren. Ich bezwang mich aber.

Vor wenigen Tagen hatte mich meine gute Mutter beschworen, mich Julia nicht zu nähern. Sie gab mir dieselben Gründe an, die ich soeben aus dem Munde des Mädchens gehört hatte. Bedurfte es eines zutreffenderen Beweises, daß sie Recht hatte? Konnte die Quelle nicht wieder versiegen, die sich eben gewaltsam an die Oberfläche gedrängt hatte?

„Du hast Recht, Julia!“ sagte ich. — „Und fürchte nichts. — — Wie ich Deine Worte, — so mißverstandest Du meinen Blick von vorhin.“

Als wir uns um die Mittagszeit wieder begegneten, war ihr Angesicht wie entstellt. Ihre Augen aber trugen die sichtbarsten Spuren kummervollen Weinens.

Von jenem Tage an gingen wir äußerlich

gleichgültig neben einander her und beobachteten gegenseitig nur diejenige Höflichkeit, die wir uns als Hausgenossen und Verwandte schuldig waren.

Meiner Mutter aber schien nicht entgangen zu sein, daß etwas zwischen uns vorgefallen sei. Sie fragte mich nicht, aber ich fühlte, daß sie uns beobachtete und daß unsere Gelassenheit mit ihren innersten Wünschen übereinstimmte.

Endlich trennten uns äußere Verhältnisse und ich sah Julia erst nach langen Jahren als die Gattin eines anderen wieder. Du weißt das. Aus dem verzogenen, unfertigen Mädchen war eine liebenswürdige und pflichtgetreue Frau geworden. Ich sah ein gütiges, sanftes und theilnehmendes Geschöpf vor mir, dem nur äußerlich noch jene gewisse vornehme Geringschätzung anhaftete, die gleichsam als ein Ueberbleibsel ihres früheren ungleichmäßigen Wesens zurückgeblieben war.

Diejenigen, die sie nicht näher kannten, fällten wohl nach diesem äußeren Schein ungünstige Urtheile über sie.

Als sie jedoch an dem Kranken- und Sterbebette ihres Gatten sich mit eiserner Energie aufraffte und alles mit unermüdlicher und sanfter Hand vollbrachte, was sonst dem fremden Pfleger

anvertraut wird, da verstummte das Urtheil der Menschen.

Dasjenige aber, was sie von ihm nehmen wollte, das blieb ihr als unerwünschtes Erbtheil zurück. Eine seltsame Schwäche des Körpers, unter der sie schon in ihrer Jugend gelitten hatte, wurde bleibend und noch blasser erschien ihr Angesicht, auf das sich nie ein rother Anhauch gelegt hatte.

Es war nach dem Tode von Julias Gatten mehr als ein Jahr, als ich sie gelegentlich einer Erholungsreise noch einmal wieder sah. Als ich mich von meiner Mutter bei dieser Gelegenheit zum ersten Male trennte, hielt sie lange meine Hand.

„Mir ist, als ob ich Dich diesmal verlieren könne, Alexander!“ sagte sie in einem so weichen und zärtlichen Tone, daß ich zweifelhaft wurde, ob ich abreisen solle.

„Nein, geh!“ sagte sie, mein Schwanken bemerkend, — lächelnd, „wäre es auch nur, um der Welt, die mich so oft getadelt hat, zu beweisen, daß ich nicht unzertrennlich von Dir bin — —

War ich Dir wirklich je lästig, — mein Alexander?“ fuhr sie nach einer kurzen

Pauſe, ſich gewaltſam überwindend, fort, und ihre Stimme zitterte. „O, dann verzeihe mir“ — —

Gerührt von ſolchem Uebermaß an Güte, bedeckte ich ihre Wangen mit Küſſen und ſchalt ſie wegen ihrer Zweifel.

„Und wirſt Du auch Julia beſuchen?“ hub ſie nun an und ſah mir forſchend, faſt ängſtlich, ins Angeſicht.

Ich bejahte ihre Frage. Da nickte ſie mit dem Kopfe und ſagte kaum vernehmbar: „Ich wußte es — und nun ſehe ich auch deutlich, wie alles kommen wird“ — —

„Wie ſoll ich Deine Worte deuten, Mutter?“

Sie wandte ſich ab. Ich verſtand ſie und einen Augenblick bebte es in meinem Innern unter dem Opfer, das ſie mir für immer auflegte, ſo heftig, daß ich im Begriffe ſtand, ihr hart zu begegnen.

Denn, mein Freund, auch ich bin nur ein Menſch! Und wenn ich auch aus meiner Mutter Herzen alle Liebe zu ſchöpfen vermag, deren ich in dieſer irdiſchen Welt jemals theilhaftig werden kann, — es ſei Dir geſtanden: mich hatte ſeit Jahren nur der eine Wunſch verzehrt: Julia wiederzuſehen, und in

meinem Innern hatte es gezittert, als sie eines anderen Weib wurde.“ —

In diesem Augenblicke ertönte aus dem benachbarten Hause des Pfarrers durch die stille, warme Luft eine liebliche Musik, die den wehmüthigen Reiz der Sommernacht erhöhte.

Es klang wie eine Klage über verlorenes Glück; mein Freund preßte die Hand auf seine Brust und ich sah, wie er gewaltsam seine Erinnerungen bekämpfen mußte.

„Du weißt nun alles,“ hub er von neuem an. „Jede Frau, nicht nur Julia, sieht meine Mutter als ein „mögliches“ Hinderniß meines Glückes an und widerstrebt deshalb meiner Verbindung. Nun war es die Krankheit Julias, die ihr als ein solches erschien.“ —

Er betonte das Wort „möglich“, um meine Einwände zu entkräften und seine geliebte Mutter mir doch wieder in das hellste Licht zu stellen. Ja, er verstärkte diesen Gedanken, als ob er meiner stummen Erwiderung Antwort geben wolle, indem er fortfuhr:

„Nicht Eigenliebe, mein Freund, bestimmt ihre Handlungsweise, glaube mir, „mißverstandene Sorge um mein Wohl“, — so dürfte ich es vielleicht nennen. Aber gleichwohl; ich fühlte, daß

ich ihr das Opfer der Entsagung schuldig sei und schwur an jenem Tage ihr zu, daß ich Julia nicht liebe und sie deshalb auch nicht begehren werde. Und so leistete ich an jenem Tage Verzicht, jemals ein Weib dauernd an meine Brust zu drücken. —

„Und wenn Du, mein Freund, jenen Blick gesehen hättest, mit dem sie mich belohnte, wie es hervorquoll aus ihrem Angesicht, wie dankbare Liebe es verklärte, — dann würdest Du verstehen, daß ich den ihr geleisteten Schwur in meinem Inneren wiederholte.

Zufolge dieses Ereignisses änderte ich meinen Entschluß, Julia gleich zu besuchen. Ich durchreiste vielmehr zunächst Dänemark und Schweden, wohin mein Sinn stand, und kehrte erst bei meiner Rückkehr auf ihrem Wohnsitze vor.

Und nun saßen wir uns gegenüber. Noch immer lag eine jugendliche Schönheit auf ihren Wangen, noch immer sah ich mädchenhafte, zarte Hände vor mir, welche die Dinge zu liebkosen schienen, wenn sie sie berührten; noch immer leuchteten ihre dunklen Augen, in denen zu einer Flamme geworden war, was einst zögernd darin gezittert hatte, und wieder wurde mein Ohr von ihrer süßen Stimme berührt.

Die Tage schwanden dahin. Wie einst Ulysses, verschob ich die Trennung von Tag zu Tag. Sie hielt mich umfangen mit ihrer stillen, feinen Güte, mit ihrer zauberischen Art. sich unterzuordnen und durch ihre Blicke abzubitten, was sie einst gesprochen und woran ihr Herz doch keinen Theil gehabt.

Ihr Lieblingsplatz war im Garten und hier verbrachten wir die Stunden vor und nach Tisch. Gleich am ersten Tage meines Kommens hatte sie mir von ihrer Krankheit gesprochen und meinen Rath erbeten.

„Weißt Du es, Alexander," sagte sie, „daß ich schon als Kind häufig diese Müdigkeit in mir fühlte; — eine Schwäche, — eine Unfähigkeit — mich zu bewegen; — daß mich beim Gehen stets ein wahrhaft sehnsüchtiger Wunsch beherrschte, getragen zu werden!? Mein verstorbener Mann hat mir häufig darin nachgegeben und mich oft in seine Arme genommen. — Der Arme!" schloß sie leise.

Ich fragte sie nach den Einzelheiten seiner Krankheit und sie erwiderte:

„Er hat Schmerzen erduldet, die ihm Tage und Nächte lang den Schlaf raubten, und doch war er stets sanft und geduldig. Und erst als

er dahingehen mußte, empfand ich, was ich für ihn fühlte. Ich ehrte ihn, als ich ihm meine Hand reichte, ich hätte ihn geliebt, wenn er mir erhalten wäre — —"

„Du bist eine seltsame Frau, Julia!" sagte ich. „Du zeihst Dich des Mangels an Empfindungen, weil Du im Augenblick des Handeln's Dich ihrer nicht bewußt wirst". Aber erst als ich diese Worte gesprochen hatte, fühlte ich, daß ich unser eigenes Verhältniß berührt hatte und bereute es.

Julia aber sah mich mit einem so schmerzlichen Blicke an, daß ich erschrak und deshalb rasch auf ein anderes Gespräch und in einen leichteren Ton überging, um den Eindruck zu verwischen.

Am nächsten Morgen saß ich in ihrem Cabinet und hielt das Garn, das sie mit ihren Kinderhändchen entwirrte und aufwickelte.

Ich kam mir seltsam vor bei diesem Cavalierdienste, aber sie hätte in jenen Tagen glückseligen Rausches ihren kleinen Fuß auf meinen Nacken setzen können, mich hätte ein wonnevolles Gefühl durchdrungen.

In diesem Augenblick meldete der Diener, daß ein Bettler sie zu sprechen begehre und beschrieb auf ihre Nachfrage sein Aussehen.

„Ich gab ihm ja vor wenigen Tagen bereits und reichlich — —“

„Ein besonderer Umstand, — eine plötzliche Krankheit in der Familie,—“ schaltete der Diener ein.

„Nun,“ — entschied sie, nach kurzem Besinnen, — „dann soll er morgen wieder kommen“, — und mit dieser Antwort entfernte sich jener und schloß die Thür.

Gleich ihr war mir diese Unterbrechung unwillkommen gewesen und ich fuhr in unserm Gespräche fort.

Aber sie hörte nur halb zu. Ihre Gedanken waren nicht bei mir, und plötzlich erhob sie sich trotz ihres leidenden Zustandes und der Schmerzen, die sie gerade an diesem Tage beim Gehen empfand, und eilte fort zur Thür.

„Gleich bin ich zurück!“ rief sie mit bezaubernder Freundlichkeit und ohne meine Einwände zu beachten.

Durch die angelehnte Thür hörte ich, wie sie den Abgewiesenen selbst herbeirief und vernahm theilnehmende und gütige Worte.

Endlich kehrte sie, — eine geleerte Börse noch in der Hand haltend, — zurück und schritt mit sichtbarer Anstrengung — und deshalb von mir unterstützt, — durch das Zimmer.

Und dann ihren schlanken Leib fester umfassend, — sagte ich:

„Und Du, Julia, behauptetest einmal, Du habest kein Herz?“ —

Sie wollte sich nach ihrer Gewohnheit schon wieder aufs Sopha betten, blieb aber stehen, als sie meine Worte vernahm, und indem sie sich von mir trennte und mich mit einem unbeschreiblichen Blicke anschaute, flüsterte sie:

„Als ich es damals sagte, sprach ich die Wahrheit. Aber Du, Alexander, — Du hast damals den Quell in mir aufgeschlossen und“ —

Sie sprach nicht aus und senkte ihr Auge zu Boden. Aber sie fügte sich auch nicht meiner Aufforderung zu bleiben, sondern drückte ihr feines Tüchlein an die Augen und verließ schwankend das Gemach.

Und da ich sie nun in meinen Armen gehalten hatte, verzehrte mich nur der eine Gedanke, sie einmal an meine Brust zu drücken.

Mein Aufenthalt neigte sich allmählich seinem Ende zu. Nur noch einige Tage und ich sollte Abschied nehmen. Julia hatte vorgeschlagen, am Spätnachmittage einen Ausflug zu machen. Ich stimmte freudig bei, denn die Umgegend von H. bietet seltene landschaftliche Schönheiten. Dazu

war es ein herrlicher Tag, und als wir, bequem zurückgelehnt in ihrem eleganten Wagen, durchs Thor ins Freie fuhren, da mischte sich in die Wonne: nun Stunden lang an ihrer Seite plaudern und genießen zu dürfen, nur das beklommene Gefühl, daß es sicherlich das letzte Mal sein würde. Denn je mehr ich fühlte, welche unsichtbaren Fäden sie um meine Seele schlang und wie Noth es sei, abzureisen, um nicht meinem Schwure untreu zu werden, je überzeugender drängte es sich in mir auf, daß ich nicht noch einmal mein Schicksal versuchen dürfe. Ich zürnte meiner Mutter — und mir selbst. Die widerstrebendsten Empfindungen hatten sich in den letzten Tagen meines Inneren bemächtigt und nur in ihrer Nähe, die mir holder erschien jeden Tag, überströmte der Zauber des augenblicklichen Genießens alle quälenden Gedanken.

Wir fuhren durch lachende Felder und freundliche Dörfer. Wir hörten die Hähne krähen und hinter dem Nußbusch auf der Wiese das Füllen wiehern. Der Duft der Felder schlug uns entgegen; drüben rauschte die Sense durchs Gras; — in der Ferne erstarb das Geräusch des bellenden Dorfhundes; — unter uns rauschte das Wasser, als wir den weichen Sandboden verließen und

polternd über die Brücke des Flusses fuhren. Leiser ward unsere Sprache, wenn wir im Schritte eine Anhöhe gewannen, und lebhafter unser Blick, als wir nun von droben über Wiesen und Wald, Kirchthurmspitzen und anderen menschlichen Anbau schauten.

Im blauen, milden Duft lag die Ferne, aber seitwärts am westlichen Himmel bot sich uns ein Schauspiel von so überirdischer Schönheit, daß sich unwillkürlich unsere Hände faßten und Laute des Entzückens über unsere Lippen glitten.

Ein riesiges Gewölk, einem vielgegliederten Gebirge gleichend, stand am Horizont. Majestätische Höhenzüge ragten empor, an deren Fuß Kesseleinschnitte und Langthäler abwechselten und sich weit ausdehnten, bis sich diese wieder erhoben und in allerlei eigenartigen Formationen zu neuen Bergkegeln emporstrebten. Und von diesen Gebirgen floß pures, brennendes Sonnengold herab und ergoß sich in die Thäler und schien langsam dahinzurieseln. Der Abglanz aber von diesem Goldmeer legte sich in matteren, gelben und rosenrothen Farben zur Rechten auf die kleineren, sich allmählich verflachenden Gebirgspartien und durchglühte den Himmel, bis sich diese Schönheiten in ein sanftes Blau wieder auflösten.

Und um uns her lag alles in Schweigen und heiliger Ruhe; nur eine Grasmücke zirpte in unserer Nähe, nur die Pferde — zum Stillstand gebracht — nickten mit ihren Köpfen und schlugen mit dem Schweif nach den Abendfliegen.

„Und eine solche Welt gesehen, — in ihr gelebt zu haben und sie einst verlassen zu müssen", — — — flüsterte Julia bewegt und drückte sich fester an mich. Und da drängte es mich ihr zuzurufen:

„Wir aber leben noch, Geliebte, und wir wollen sie genießen, doppelt, weil wir vereint genießen werden! Sei mein, Julia! Denn wir gehören zueinander!" — —

Aber ich bekämpfte mich, wenn auch mein Herz sich krampfhaft zusammenzog, denn das Bild meiner Mutter trat vor meine Seele und in ihren sanften Augen schwamm ein solches Gemisch von Trauer und Wehmuth, daß die Thräne der Leidenschaft sich in eine Zähre milder Sohnesliebe verwandelte.

Und allmählich senkte sich der Abend; die Dinge um uns her verschwammen. Aus den Wiesen stieg der weiße Nebel, bis auch ihn die Dämmerung verzehrte.

Es ward kühler; Julia wickelte sich fester in

ihren Mantel und lehnte sich an mich. Sie sprach nicht, aber ich hörte doch jedes Wort ihrer stummen Sprache an ihrem Athem und ich gab ihr stumme Antwort und sie verstand mich. Zuletzt schluchzte sie leise, dann vernehmlicher, — und wie ich es hören mußte, flüsterte sie ängstlich ein einziges Wort.

„Kannst Du es errathen, Freund? Nein! Denn nur ein solches Weib kann ein solches Wort in einem solchen Augenblick aus der Brust stoßen! — Sie flüsterte: „Verzeih!“ —

Ich sollte ihr verzeihen, daß sie mich liebte, — ihr verzeihen, daß es in ihr blutete, verzeihen, daß sich ihr Schmerz in Thränen und Schluchzen verwandelt hatte! — —

O Freund, welche Qualen habe ich an jenem Abend empfunden und ertragen!

Der Sonnenschein lockte uns noch einmal am Tage meines Abschiedes an unsern Lieblingsplatz in dem Garten. Julia hatte ihre äußere Fassung wiedergewonnen und sprach von ihren künftigen Plänen. Ich bat sie, uns zu besuchen, denn es wäre unnatürlich gewesen, sie nicht aufzufordern. Aber sie schüttelte in ihrer eigenen Weise das Haupt, brach rasch ab und überreichte mir mit liebenswürdiger Verlegenheit eine von ihrer Hand

angefertigte Arbeit als Andenken. Zuletzt begann sie zu scherzen und neckte mich wegen meines kopfhängerischen Wesens. Ich hatte ihr verschwiegen, daß ich an demselben Morgen einen Brief von meiner Mutter erhielt, den ich mit namenloser Spannung erwartet hatte; denn es lebte in mir die Hoffnung, sie würde zwischen den Zeilen meiner Berichte gelesen haben, wie theuer mir Julia sei, trotz meiner Versicherungen und Schwüre. Statt aber in ihren Schreiben das erlösende Wort zu finden, das mich aus meiner qualvollen Stimmung befreite und Julia in meine Arme führte, drängte sie, — vielleicht in der Ahnung meines Kampfes zwischen Leidenschaft und Gelöbniß, — auf Rückreise und führte eine Reihe, meine Praxis und meine Vertretung berührender zwingender Gründe an. Was mir aber insbesondere ihre bisherige abwehrende Stellung zu meinen geheimen Plänen verrieth, war der kurze und bezeichnende Schlußsatz:

„Verzeihe, wenn ich Dich bitte, eine Einladung zu uns an Julia zu umgehen. Es ist besser, glaube mir! Bestelle ihr meine besten Wünsche für baldige Genesung, an die ich freilich, so schmerzlich es mir ist, nicht zu glauben wage.“

Wie grausam klangen mir diese Worte! Und welche Ueberwindung kostete es mich, den Ge-

danken in mir zu befestigen, — daß ich, von Julia entfernt, — die Dinge ruhiger und in einem anderen Lichte anschauen, — meinem einmal gefaßten Entschluß mit leichterem Kampfe treu bleiben könne.

Und nun war wieder sie es, die nur zu gut auf meinem Angesicht las, was in mir vorging, die mir goldene Brücken baute! Und das in einem Augenblick, wo ich schwankte, ob meine Mutter ein solches Recht auf mich, ich aber eine solche Pflicht gegen sie habe; — in einem Augenblick, wo ich fühlte, daß zwei Menschen unglücklich wurden, während sie das Glück eines einzigen ohne Gewähr bestimmen zu können glaubte, — in einem Augenblick, wo ich eine heilige, menschliche Bruderpflicht in mir fühlte, für immer an Julia's Seite zu bleiben, damit der Arzt ausführe, was der Freund für sie vom Himmel erflehte.

Während wir nun aber unter solchen Empfindungen mit einander sprachen und mir doppelt schwül ums Herz war, da sich zu meiner erregten Stimmung noch die unruhigen Abschiedsgedanken gesellten, verfinsterte sich plötzlich der Himmel und ein starker Regen strömte herab.

Rasch entschlossen, schob sie ihre Arbeit unter ein helles Sommertuch, das ihren schlanken Leib

umgab, schürzte sich und lief unter dem unvollkommenen Schutze der überhängenden Büsche des Bosquets eiligst auf das Haus. Ich sah ihr kleines Füßchen, das in einem seidenen Strumpf steckte, und mein Auge überflog ihre reizende Gestalt. Und als ich nun, schwerathmend vom Laufen, im Hausflur neben ihr stand, sie lachend ihre Kleider schüttelte, sich mit der ihr eigenen, gewinnenden Freundlichkeit zu mir umwandte und mich die Treppe vor ihr hinaufgehen hieß (— „für diesen Lauf müsse sie Tage lang büßen, — ich hätte sie auch tragen können!“ —) da hob ich sie wirklich auf meine Arme. Ihr bebender Leib ruhte an meiner Brust, ihre Wange an der meinigen und so trug ich die süße Bürde empor und legte sie sanft auf ihr Ruhebett im Wohnzimmer. Bevor ich sie aber ließ, flüsterte ich ihr zu: „Nun habe ich Dich auch einmal getragen, Julia, und es sei Dir gestanden, daß ich seit meinen Knabenjahren solcher Wonne Augenblick ersehnt, — daß es für alle Zukunft der schönste meines einsamen Daseins bleiben wird! — Leb wohl für ewig, — aber gieb mir meinen Lohn!“

Und, da küßte mich das heißgeliebte Weib, und ich küßte sie, und zum ersten Male sah ich auf ihrem Antlitz Rosen aufblühen, — auch diese geweckt

durch mich, aber nur einmal sich aufschließend, — nicht fürs Leben wie jener Quell ihres Herzens, der sprudelnd emporquoll, um nie wieder zu versiegen". —

Er schwieg; und in diesem Augenblick rief eine besorgte Stimme aus dem Hause:

„Es beginnt kalt zu werden, lieber Alexander! Wäre es nicht besser, Ihr plaudertet hier drinnen weiter." — —

Aber erst als die Rufende selbst zu uns an den Tisch trat und ihre Bitte wiederholte, hörte er, was sie sprach.

Denn wie aus einem Traum erwachte er und starrte sie einen Augenblick an. Dann aber erhob er sich, und, meine Zustimmung mit einem Blicke einholend, sagte er sanft und willfährig:

„Gewiß, liebe Mutter" — und führte sie, sich zärtlich zu ihr neigend, an seinem Arm ins Haus — —

Das war meines Freundes Erzählung.

Nun ist er dahingegangen — — In der Blüte der Jahre ist er gestorben — — — —

Uns' Korl.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Auf unserem Hofe wohnte ein Schmied. Er war ein braver und fleißiger Mann, der in der That im Schweiße seines Angesichts sein Brod verdiente. Aber er war keine menschenfreundliche Natur und selbst wenn er mit uns Kindern sprach, mischte er seinen Worten eine bittere Zuthat bei, oder er bespöttelte die Personen und die Dinge.

„Na, großer Primaner!“ sagte er beispielsweise, wenn ich kleiner Knirps über den Hof ging, und er, beim Hufbeschlagen beschäftigt, einen Augenblick aufguckte. „Nun wirst Du wohl bald Professor und studierst die Sterne!“ Ich lächelte, um ihn nicht zu verletzen, aber ich antwortete nicht.

„Platz da, Junge!“ rief er dann wohl in verändertem Tone und schob mich unfreundlich bei Seite. Oft kam es mir vor, als ob er mich und uns alle hasse; seine Arbeit auch nur thue,

weil sein Pflichtgefühl stärker war, als sein leidenschaftlicher Ehrgeiz, der ihn zugleich neidisch auf die besser Gestellten herabsehen ließ.

„Na, schlag einmal", befahl er rauh, wenn ich neben dem Amboß stand und der Geselle, — das glühende Eisen mit der Zange fassend, — herbeieilte.

Ich zögerte, denn ich vermochte den Hammer kaum aufzuheben.

„Nun, Bleichgesicht!"

Ich erfaßte den Stiel und schlug.

„Fix! Besser!"

„Ich kann nicht stärker!"

Dann riß er mir das Werkzeug aus der Hand, hieb auf das Eisen, daß die Funken sprühten und der Geselle am ganzen Körper bebte. „Sieh, das ist ein Schlag! Ja, Du kannst bloß Weißbrod essen!"

Die Güte selbst aber war seine Frau, die in einem nach unserem Garten gelegenen Wohnhäuschen wirthschaftete und ein Muster an Fleiß, Bescheidenheit und Ordnung war. Ihr ganzer Stolz und ihr ganzes Glück war ein einziger Sohn, der sich auf der Wanderschaft befand und von dem sie sich einst mit schwerem Herzen getrennt hatte.

„He kummt nich mehr torüg!“ hörte ich Frau Nieſe oft meiner Mutter ſagen. „He heirath buten, oder he ſtarſt! Ik hev dat in min Geföhl! Gewiß, Fru Doctorn! Ik weet dat!“

Dergleichen Vorahnungen findet man oft bei kleinen Leuten, und ſie ſprach es ſo häufig aus, daß wir alle zuletzt daran glaubten.

Einen Theil ihrer Zärtlichkeit übertrug ſie nun auf Bergmann, den Tekkel. Auch er ſchien zu den Sehern zu gehören und hatte ſeit Karls Fortgang ein höchſt melancholiſches Weſen an den Tag gelegt. Wenn ſie, was meiſtens geſchah, laut mit ihm ſprach, dann war ſie überzeugt, daß er alles begriff, und in der That war es auffallend, mit welchem verſtändnißvollen Ausdruck er zuhörte.

„Wo is denn unſ' Korl? Is he buten? Denkt he garnich an uns, lütt Bergmann?“ Bergmann wedelte mit dem Schwanz, rührte ſich aber nicht aus ſeiner ſitzenden Stellung, wohl aber ſchaute er ſie mit ſeinen klugen Augen unverwandt an.

„Denkſt Du ok an uns Korl, — Bergmann?“ Er gab einen winſelnden Ton von ſich, als ob er ſagen wollte: Du weetſt et ja, Fru. Ik hev em ok lev!“ —

„Kumm Bergmann, mak Platz! Unſ' Felix kann ja nich vorbikamen.“ —

Und dann ſtand Bergmann auf.

Es machte den Eindruck, als ob er unſerm Geſpräch zuhörte und als ob er es verſtände. Freilich hatte ſeine Aufmerkſamkeit noch einen anderen Grund.

Ich kam nie zu Frau Nieſe, ohne daß ſie mir irgend etwas für meinen Appetit zuſteckte, und mit meiner Anweſenheit verband ſich für Bergmann die Ausſicht „auf die Broſamen, die von des Herrn Tiſche fallen“. —

„Ne, Felix, et Du man, Bergmann het all kregen! Pfui, ſcham di wat, Bergmann, du bettelſt ja, pfui!“ —

Und dann ſchämte ſich Bergmann wirklich, er ſtand auf, ſetzte ſich in noch weiterer Entfernung und ſchaute mich mit einem ſo melancholiſch bittenden Blick, mit einem ſolchen Ausdruck von frommer Ergebung an, daß ich es nicht übers Herz bringen konnte, ihn leer ausgehen zu laſſen.

„Haben Sie Nachricht von Karl?“ fragte ich in einer Anwandlung von Dankbarkeit für die empfangene Näſcherei, und ſie antwortete mir in ihrem Hochdeutſch:

„Ja, Felix, er hat geschrieben. Schreiben thut er oft! Ach, schreibt er schöne Briefe! Neulich habe ich Mama, — so nannte sie meine Mutter stets, — einen Brief vorgelesen. Aus die Schweiz kam er. Ich hab' noch Geld zubezahlen gemußt, denn die Briefe aus die Schweiz sind theuer. Ja, Gott sei Dank, Felix! mein Karl geht es gut. Wo er hinkummt, mögen sie ihm leiden. Das letzte Mal wollten sie ihm garnich weglassen, aber er kann auf die andere Stelle mehr verdienen thun, und so leid es ihm that, es ging nich. — Mich war es auch Recht, ich glaub', es war da eine ins Haus, die ihm kapern wollte, und das wollte ich doch vor allens nich, daß mein Karl sollte so ne fremde Frauensperson heirathen. —

Kumm, Bergmann, kumm hier, mien lütt Bergmann! — Na, und ich hab von Mama gehört, daß Du so'n guten Zeugniß in die Schule gekriegt hast? Denn mußt Du heute wull ein von die rothen Aepfeln haben?" (Mein Herz hüpfte).

„Ne Bergmann, dat is niks för di. Appeln kannst du doch nich eten!" —

Aber Bergmann folgte mir doch, weil er noch Schätze in meiner Tasche vermuthete, und erst als ich beide Hände auseinander schlug und die Taschen umkehrte, beruhigte er sich und glaubte mir.

Als ich mich nochmals umwandte, saß er bereits wieder mit seinem nachdenklichen Gesicht vor der Thür und grübelte, entweder über ein neues philosophisches System, oder über den Fall „Korl“.

Als aber unser Spitz mit seinem gravitätischen Schritt durch die Hofthür kam, kratzte er energisch an der Nieße'schen Thür. Offenbar paßte ihm die Begegnung mit diesem sich besser dünkenden Gelehrten heute wenigstens nicht.

In der That legte Spitz ein „sonderbares Betragen“ an den Tag; er ging einher wie der selige Malvolio. — Denn als ich ihn ansprach, setzte er sich, statt meinem Rufe zu folgen, auf die Hinterbeine und kratzte sich hinter das Ohr, den Blick vornehm von seiner Umgebung abgewandt. Er war schlechter Laune und Bergmann hatte dies mit seiner kaum mehr Instinkt zu nennenden Begabung gewittert.

Der alte Hufschmied aber sagte, als er Spitz kommen sah und ich an ihm vorüberschritt:

„Dat sünd ok twee, de niks wieder to dohn hevt, als sik de Flöh aftokrazzen!“ —

Ich fand diese Bemerkung, namentlich gegenüber einem jungen Menschen, der bereits in der Quarta saß, empörend und indem ich Spitz rief, sich mir anzuschließen, sagte ich wegwerfend:

„Herr Nieſe: Mensa est rotunda!“ Es war der einzige lateiniſche Satz, der mir zu Gebote ſtand. Ich wußte, daß irgend welche fremdklingende Worte dem Schmied Achtung einflößen, und ihn ärgern würden, und ſo wenig hatte ich mich getäuſcht, daß ihn die fürchterliche Beleidigung, „daß der Tiſch rund ſei“, reizen werde, daß er das letzte Wort behielt und mir nachrief:

„Ja, ji ſünd mi ſchöne Gelehrte. De Hund ſüht ok all ut, as wenn he de Bibel int Türkſche överſett har!“

Die Schmiede war ein länglicher, großer, dunkler und ſchmutziger Raum, der urſprünglich als Wagenremiſe benutzt war und nun ſchon ſeit geraumen Zeiten Nieſe's Zwecken diente. Ein kleines Fenſter nach dem Hofe ſpendete nur ſpärliches Licht, und die, in dem gegenüberliegenden, unſeren Garten begrenzenden Außenraum eingelaſſenen Scheiben waren von draußen ſo umrankt von wilden Roſen und dichtem Staub von drinnen, daß eine ſtete Finſterniß darin herrſchte. Aber der gleich links, am Eingange vom Hofe aufgemauerte Feuerheerd, deſſen ſchlummernde Kohlen durch einen gewaltigen Blaſebalg angefacht wurden, beleuchtete doch ab und zu das

verdrießliche und russige Gesicht des Alten und die nächste Umgebung. An den Wänden standen alte Arbeitstische und Drehbänke auf schlechten Beinen, auf denen sich seit Jahren die Eisenspäne aufgeschichtet hatten. Sie rochen durchdringend, wie all das viele Werkzeug, das umherlag, oder an den Wänden hing. — In eine große, in den Naturfußboden eingelassene Tonne, welche unterirdisch mit Wasser gespeist wurde und Abfluß hatte, steckte Riese die glühenden Eisen. Ich stand oft dabei und es reizte mich, das Zischen der kämpfenden Glut zu hören. Dann fuhr er mir wohl unversehens mit einem rothfunkelnden Hufeisen an der Nase vorbei und ich sprang erschreckt zur Seite.

„Weg! Platz da, Jung!“ rief er mit seiner rauhen Stimme und ich schlich mich fort, weil ich noch schlimmeren Ausbruch seiner unberechenbaren Laune fürchtete.

Nach der Gartenseite, auf einem viel eingeschnittenen Eichentisch, stand in einer Ecke ein großer Kasten, der mit Nägeln in allen Größen angefüllt war. Ich hatte schon oft mit ihnen geliebäugelt, weniger weil ich sie verwerthen konnte, als daß mich ihr Besitz reizte.

Als ich eines Mittags, gleich nach der Schule,

in die Schmiede gelaufen war und zwecklos, nach Knabenart, mit dem Zeigefinger in den Eisenspänen umherwühlte, steckte Frau Niese den Kopf durch die Thüre, welche seitwärts in die Wohnung der alten Leute führte und rief, als sie mich sah:

„Tag, mein Felix!“ und dann stark betonend, plattdeutsch: „Eten, Niese!“

Der Alte winkte dem Schmiedegesellen, wusch sich in der Tonne die russigen Arme und schob die emporgeschobenen Hemdärmel wieder an die Handgelenke zurück. Dann wandte er sich gegen die Thür und sagte im Vorbeigehen:

„Na, du großer Prophet!? — —

Gehörst Du eigentlich zu die kleinen oder die großen Propheten? Amos, Obadja, Jona, Micha, Habakuk — —

Ja, ich hab mein Latein auch noch nich vergessen.“ —

Ich machte gegenüber seiner guten Laune mein bestes Gesicht, er aber verließ mit dem Gesellen die Werkstätte.

Und nun war die Gelegenheit günstig, und ich packte mit großer Gemüthsruhe Nägel der verschiedensten Sorten in meine Taschen. — Und schon war ich im Begriff, mich mit den stibizten

Schätzen zu entfernen, als Nieſe, — ich weiß nicht, durch welchen Zufall, — plötzlich wieder erſchien, mein Thun bemerkte, mit blitzenden Augen auf mich zuſtürzte und mich ans Ohr faßte.

„Du biſt ja ein Dieb, Djunge! Gleich giebſt Du alles wieder heraus.“ —

Ich entleerte weinend meine Taſchen.

„Und nun kommſt Du mit!“ Er zog mich Widerſtrebenden durch die Thür in ſeine Wohnung.

Auf dem Tiſche in der ſauberen Stube, die nach unſerem Garten guckte und in deren Fenſter Fuchſien, Geranien und Monatsroſen blühten, ſtand eine Schüſſel mit gebratenen Kartoffeln, die einen verführeriſchen Geruch verbreiteten. Und als wir eintrafen, rief Frau Nieſe freundlich:

„Da iſt ja mein Felix! Na, Du willſt wohl ein paar Kartoffeln abhaben. Was?“ — fügte aber, — meine thränenden Augen bemerkend, theilnehmend hinzu: „Na, was fehlt Dich denn, mein Djunge? — Wat is da los, Nieſe?“ —

„He hett ſtahlen!“ ſagte der Alte rauh.

„Hev ik Di't nich jümmers ſeggt, dat is en Dugenichts, de Jung!“ —

„Nun geh man!“ wandte er ſich in hartem Tone zu mir.

„In die Schmiede thuſt Du mich nich mehr

kommen und Deine Mama soll alles wissen! Schäm Dir! Du willst en vornehmen Djung sein und stiehlst mich meine Nageln?!“

Während ich mit überströmenden Thränen, und von Scham und Reue zerknirscht, in der Thüre stehen blieb, — (ich beschloß, um Verzeihung zu bitten und doch konnte ich kein Wort über meine Lippen bringen), — auch Frau Niese meine Partei ergriff und Bergmann, um seine Theilnahme an den Tag zu legen, an meinen Beinen emporkletterte, erschien der Postbote und gab einen Brief ab.

„Ut de Sweiz, von uns' Korl!“ rief die Alte, in freudiger Hast nach dem Schreiben greifend.

„Dat weer ok Tid! — — — .

Aber wat is dat?“ — Sie öffnete, — las — und dann fiel die Frau mit einem kurzen, in der Brust verhallenden, aber um so grausigeren Aufschrei auf den Stuhl zurück. Den alten Schmied in der Vorahnung von etwas Entsetzlichem schüttelte es so gewaltig, daß er anfänglich wie gebannt am Tische sitzen blieb.

Aber als er nun endlich mit zitternden Händen das Schreiben ergriff, richtete die Frau sich wieder empor.

„Uns' Korl is dod, Niese! He is int Lazreth

in Basel sturven," sagte sie unheimlich tonlos und wie eine Geistes-Kranke vor sich hin starrend.

Der Alte las den Brief, — fuhr sich mit der Hand über die Augen und verließ das Gemach. Er konnte den Jammer nicht mit ansehen.

Und als er nun gegangen, brach sich plötzlich der Schmerz eine Bahn aus ihrer Brust, und mit emporgehobenen Armen, und unter hervorquellendem Thränenstrom, schrie sie jammernd:

„Mein Felix! Lütt Bergmann! Uns' Korl is dod! — Uns Korl is dod!" — Und als ich mich nun auch ängstlich weinend an ihre Schürze flüchtete, fiel sie in den Stuhl zurück, und während sie sich mit einem herzzerreißenden Gesichtsausdruck an die Brust griff, sagte sie, halb mit sich selbst, halb mit mir, wie mit einem erwachsenen Menschen, redend:

„Hier sitt dat! — Ik föhl dat glik. — Dat is ok min Dod!"

Und es war ihr Tod.

„Sie hat von dem Schreck einen Knoten in der Brust davongetragen!" sagte der Arzt meiner Mutter. „Ich fürchte, es wird ein Krebsleiden daraus entstehen — —"

Noch einmal verloren sich die Spuren von Herbst und Winter, und der Frühling sprang lachend ins Land, alles zu einem fröhlichen Leben erweckend. Noch einmal sah Frau Niese von ihrem Krankenbette die blühenden Topfgewächse in ihrem kleinen schmucken Zimmer, deren Duft in das Nebengemach strömte, in dem sie gebettet war. Dann aber sandte sie zu meiner Mutter und sagte:

„Ik mut starven! Ik will ok starven, — abers wat ward ut min ole Niese, — Thränen erstickten ihre Stimme — wenn ik dod bün?“ —

Nur der eine Gedanke an ihn beschäftigte sie in den letzten Tagen ihres qualvollen Lebens.

Und während draußen der Veilchen Köpfe brachen, alles duftete und knospete, — alles zu leben und zu grünen begann, stöhnte sie unter unsäglichen Qualen ihren Geist aus. —

Sie starb allein; nur Bergmann saß vor ihrem Bett. Der Mann stand in der Schmiede und hieb auf das Eisen, daß die Funken wie sprühende Halb-Sonnen emporblitzten. Denn er konnte nicht helfen und nicht — weinen.

Bergmann hatte ihr vergeblich die herabhängende Todtenhand geleckt. Sie sah nicht auf, — kein Laut glitt über ihre Lippen; — zu-

letzt begriff er, was vorgegangen und in das Auge des Thieres trat ein so menschlicher Ausdruck und sein Schmerz drückte sich durch ein so grausames, durch keine Drohungen zu besänftigendes Winseln aus, daß man ihn von ihrem Bette und aus der Stube entfernen mußte.

Und nachdem seine gute, treue Frau von ihm gegangen, — war auch alles Glück dieser Welt von ihm gewichen. Wie aus Holz geschnitzt, — ging er umher, — grübelnd und menschenfeindlich. Seiner Kundschaft begegnete er in der Folge noch rauher und abstoßender, so daß einer nach dem anderen fortblieb.

Armut pochte zuletzt an seine Thür und in einem Männer-Asyl starb er als Greis, den Rest seines Lebens fortan wie eine unerträgliche Last mit sich tragend.

Den kleinen Bergmann hatten wir schon damals, wenige Wochen nach ihrem Tode, im Garten unter dem großen Birnbaume begraben. — —

Im Liebesrausch.

„Bitte, gnädige Frau, nach Ihnen!
Nach der Regentenstraße, Kutscher!"

„Und nun, gnädige Frau, erzählen Sie mir noch einmal die Vorfälle des heutigen Abends".

Sie holte tief Athem und sprach:

„Plötzlich, — sie hätten bei Tisch gesessen und ihre Tochter habe sich scheinbar ganz wohl befunden, — sei sie aufgesprungen und habe über heftige Schmerzen geklagt. Zwar sei ihr besser geworden, nachdem sie sich niedergelegt, aber dann seien Schmerzen und Fieber mit erneuerter Heftigkeit aufgetreten und endlich habe ihr Zustand sich so verschlimmert, daß sie in einem kurzen Zeitraum die Besinnung verloren und nun in den heftigsten Fantasien liege. Da ihrem Mann schon seit Wochen das Ausgehen verboten, auch zufällig das Dienstpersonal heute abwesend sei, habe sie sich entschlossen, den Herrn Sanitätsrath aufzu-

ſuchen, um, — wenn auch noch in ſpäter Abendſtunde, — ſeine Hülfe zu erbitten!“

Als ſie geendigt hatte, ſchluchzte und weinte ſie.

„Beruhigen Sie ſich, hochverehrte Frau! Bei manchen Naturen, — und ſo beurtheile ich Ihre Fräulein Tochter, — treten zwar die Krankheitserſcheinungen plötzlich und ſehr heftig auf, ſind aber mit geringerer Gefahr verknüpft. Aengſtigen Sie ſich nicht! Es iſt wahrſcheinlich kein Grund zu einer ernſteren Beſorgniß!“

Aber er glaubte ſelbſt nicht, was er ſagte. Und das war verzeihlich. Was aber ſchlimmer war, er dachte ſchon nicht mehr an das kranke Geſchöpf, das jetzt vielleicht mit dem Tode rang, ſeine Gedanken beſchäftigten ſich nur mit der ſchönen, in ihrer Aufregung doppelt ſchönen Frau neben ihm.

Ein feiner Duft entſtrömte ihrem Gewande. Als ſie auf ihn einredete, berauſchte ihn ihr Athem verführeriſch, und als ſie ihm in ahnungsloſer Erregung näher rückte, als ihr Körper den ſeinigen vorübergehend ſtreifte, da durchzuckte ihn ein unbekanntes, namenloſes Gefühl und das Blut ſchoß ihm in die Schläfen. — Aber noch kämpften Vernunft und Ehre gegen die Leidenſchaft. Sie redete weiter und ergänzte ihren Krankenbericht.

Er bejahte und nickte, aber er hörte nicht, was sie sprach.

Sie waren sich nicht fremd. Einst, — in jüngeren Jahren, — hatten sie sich geliebt. Jeder wußte es von sich, keiner von dem andern. Nur die Hoffnung, daß es so sein möge, hatte sie unsichtbar umschlungen.

Er hatte das rechte Wort nicht zur rechten Zeit gefunden.

Die Jahre waren vergangen. Sie gehörte längst einem andern, während er, nach jener Enttäuschung, ein stiller Junggeselle geblieben war.

Von Sorge und Angst aus dem Hause fortgetrieben, gab es für sie nur einen Gedanken: das ihr so theure bedrohte Menschenleben zu retten, und was sie sonst, — im Anschluß an jene Erinnerungen, — vermieden haben würde, war nicht einmal in ihr emporgestiegen.

Sie sei nicht glücklich mit ihrem Gatten, flüsterte die Welt! — — — Was flüstert nicht alles die Welt!

„Wie Sie mich durch Ihre Worte beglücken Herr Doktor!“ sagte das angstvolle Weib und schaute dankbar zu ihm auf.

Es giebt einen Blick aus den Augen eines Weibes, dem ein Gott nicht widerstände; — ein

Blick, — an dem die Tugend zerschellt wie die Woge am Strande, ein Blick, — dem ein Mann eine Welt opfern könnte, wenn ihr Schicksal, in jenem Augenblick in seiner Hand ruhte! — —

Ein solcher Blick traf ihn! Es war ein zauberhaftes Gemisch von Dankbarkeit, Güte und — Liebe, wie es nur einer Frauenseele entquillen kann.

„Nicht wahr, Sie werden mir beistehen, — mein Freund, bis meine Isabel wieder gesund ist? Sie werden uns nicht verlassen, lieber Herr Doktor!?"

Ihre Stimme zitterte. Sie weinte; sie faßte seine Hand.

Und diese Worte, dieser Händedruck waren beider Verderben.

Eben hatte er sich in seinen Gedanken von ihr losgerissen. Er wollte den Kutscher antreiben, rascher zu fahren. Rasch!

Ein übermenschlicher Kampf schien es ihm in einem Augenblick, wo holde Erinnerung und süße Wirklichkeit alles andere in ihm verzehrten.

Sie tauchte in seiner Erinnerung vor ihm auf mit jenem jugendlichen Anhauch von Schönheit, jenem unentweihten, graziösen Zauber, — mit jener knospenhaften, verlegenen Unsicherheit ihrer Mädchenjahre, die ihn einst entzückt hatte.

Und nun war jene reizende Lieblichkeit einer vollendeten Schönheit gewichen, — sie glich der Rose, die eben aus der Knospe hervorgebrochen ist. Jetzt erschien sie ihm noch tausendfach verführerischer.

„Nein, Thekla", sagte der Mann, „ich werde Ihre Isabel nicht verlassen. Ich schwöre es Ihnen: was menschliche Sorgfalt und meine Geschicklichkeit vermag, wird geschehen! Und ich weiß es, Sie werden sie behalten! Vertrauen Sie mir!"

Er erschrak selbst bei dem Doppelsinn seiner Worte.

Sie hing an seinem Munde, sie verschlang jedes Wort, es klang ihr wie Musik, wie Seligkeit. Und wie er nun sprach und dieser warme, überzeugende Ton aus seiner Brust drang, zerschmolz ihr Herz und sie duldete es, daß er sie leise umfaßte und ihr zuflüsterte: „O Thekla! wie habe ich in diesen Jahren gelitten! — Wie liebe ich Sie noch heute — — —

Seine Küsse brannten auf ihren Wangen. Auch ihr Körper erzitterte unter den wechselnden Eindrücken. Schmerz und langzurückgedrängte Liebe, Hoffnung und Trauer loderten zusammen und begruben sie unter ihren Gluten.

So saßen sie lange umschlungen und fuhren durch die träumende Nacht.

Ein abkürzender Weg führte sie an dunklen schweigenden Gärten vorüber, aus deren Tiefe die helleren Villen wie geheimnißvolle Wächter emporragten. Eine warme, feuchte Luft entströmte der sommerlichen Erde und drang schmeichelnd in den kleinen Raum. Es dufteten die Bäume und Blumen und ein berauschender Zauber hielt alles Lebende gefangen.

Eine stille Glückseligkeit lag über der Welt und erfüllte die Brust dieser Glücklichen. Alle Qualen, alles Sehnen, alle Thränen verwischt wieder ein solcher Rausch! Es giebt nichts an irdischem Glück, was dem Augenblick vergleichbar wäre, wo die Seelen zweier Menschen zusammenfließen.

Horch! Dringen nicht süße Klänge durch die Nacht? Regt sich nicht alles Lebendige und schaut freundlich-neugierig in den Raum, in dem zwei Menschen, — lange Jahre getrennt, — nun endlich den Augenblick finden, um sich unter Küssen und Thränen zuzuflüstern:

„Als mich Mutter Erde gebar, war ich schon ein Theil von Dir. Ich gehörte Dir, — immer, — unzertrennlich; denn das Gesetz der Zusammengehörigkeit bleibt ewig, — wenn auch oft verborgen. Die Wege der Liebe führen doch einmal

zusammen und zögen ihre Pfade auch weit auseinander über die ganze Erde."

„Sag nicht nein, Geliebte! Laß unsere Seelen ihre Vermählung feiern! Wer weiß, der Augenblick kehrt vielleicht niemals wieder!" — — —

Aber plötzlich kämpfte sie sich empor und es schrie auf in ihrem Innern. Mitten im Rausch der Leidenschaft hat sie die rufende Stimme Isabel's gehört. Auch hielt jetzt der Wagen, und, — kaum aus seinen Armen gelöst, — fiel ihr Blick auf das angstvolle Antlitz einer Dienerin, die wartend vor der Thür stand.

„Nun?" entwand es sich angstvoll ihrer keuchenden Brust. Und aus dem herzzerreißenden Schluchzen vernahm sie die Worte, die ihr Blut in den Adern erstarren machten:

„Der Herr ist zu einem andern Doktor gefahren! — — Das gute Fräulein ist eben — — gestorben —"

Und da lag mit einem markerschütternden Schrei eine Lebloſe in des Doktors Armen, und während er sie bleichen Angesichts, und mit zitternden Händen emportrug, fielen seine Thränen auf ihr Antlitz.

Waren es nur Thränen des Schmerzes?

Aus dem Fischerhaus.

Mit schweren Schritten ging ein Mann über das Feld, dem Strande des Flusses zu.

Die ungewöhnlich große Gestalt, die breiten Schultern, der energische Kopf unterschieden ihn von seiner Umgebung. Er schien einem ausgestorbenen Geschlechte anzugehören.

Er wandte sich zum Wasser, wo zahlreiche Fischernetze ausgespannt waren, vor denen er musternd stehen blieb.

Dann blickte er regungslos über das Meer.

Eine einzelne Möve schoß auf den glatten Spiegel herab, trübte das Wasser einen Augenblick und flog dann fort, weit fort und verschwand am Horizont.

Der gewaltige Oberkörper des Mannes war von einer dunklen Weste umschlossen, welche die grobleinenen, aber blendend-weißen Hemdärmel freiließ.

Um seinen Hals schlang sich ein loses, buntes Tuch, aber so tief geknotet, daß dieser ebensosehr der Witterung preisgegeben war, wie sein unverhüllter, von dichten, schwarzgrauen Haaren bedeckter Kopf.

Seine Beine aber steckten in großen, hoch heraufreichenden und gewaltig überklappenden Wasserstiefeln, die seine Gestalt noch mächtiger erscheinen ließen.

Tiefe Furchen durchzogen die hellere Stirn des gebräunten Gesichtes; ein ernster, wenn auch gutmüthiger Zug lag um seinen Mund.

Endlich setzte er sich wie ein Riesenkind an den Strand und warf nachdenklich kleine Steine in die Flut. Oft seufzte er. Seine Gedanken waren nicht bei seinem Thun. Sie flogen weitab. So saß er in banger Erregung lange. Endlich zeigte sich in der Ferne ein Segel, das wuchs und näher kam.

Nachdem dieses gerefft und das Boot an den Strand gelaufen war, sprangen zwei Menschen ans Ufer, ein blühendes Mädchen und ein junger Bursch.

Kein Händedruck, noch ein Neigen des Hauptes erfolgte; und dann gingen die drei schweigend nebeneinander her.

Das Mädchen trug ein Bündel, das in ein buntes Tuch eingewickelt war. Plötzlich blieb der Alte stehen.

„Ich habe das geborstene Ruder vergessen", sagte er. Das Mädchen erbot sich, es zu holen. Er zauderte. Dann sagte er rasch: „Geh voran, Paul, sage der Tante, daß wir gleich nachkommen."

Ein eigenthümlicher Ausdruck glitt über ihr Angesicht, als Paul sich entfernte. Die scheidende Sonne hatte in diesem Augenblick die Wolken durchbrochen und warf ein Glutmeer über den Himmel. Es brannte der Aether und die fernsten Wölkchen waren mit rosenrothem Schimmer übergossen.

Rings herrschte eine heilige Stille in der Natur, die nur durch den einsamen Ruf eines Vogels unterbrochen ward. „Was machen die drüben?" fragte endlich der Mann.

Sie antwortete einsilbig und dann trat das alte Stillschweigen ein.

Der Mann watete mit seinen gewaltigen Stiefeln durch's Wasser, statt über die Brücke zu gehen, um ans Boot zu gelangen.

Sie aber hatte es mit behendem Schritt vor ihm erreicht, schwang sich hinein und ergriff das Ruder.

Da umfaßte er sie rasch und hob sie wie ein Kind in seinen Armen aus dem Boot und watete zurück.

Ihr Angesicht erglühte, und unter ihrem Busentuch hob und senkte es sich.

Und doch wehrte sie es nicht, und als er seine Bürde niedersetzte, und als seine rauhe, männliche Wange ihr jugendliches Antlitz streifte, ließ sie es geschehen. Ihre Hand versenkte er in die seinige und schaute mit seinen klugen, freundlichen Augen auf ihre verlegenen Mienen.

„Es ist so schön hier", sagte er und winkte ihr, sich niederzulassen. „Wir wollen noch ein wenig plaudern. Ich habe Dir schon lange etwas sagen wollen."

Da ward sie blaß und roth, und derselbe zagende Ausdruck legte sich auf ihr Antlitz. Aber sie setzte sich und duldete es, daß er ihre kleine Hand in der seinigen behielt und anhub:

„Sieh, Mariechen, Du bist jetzt fünfzehn Jahre bei uns, und Tante hat Dich wie ihr Kind aufgezogen. Du bist nun in den Jahren, um ans Heirathen zu denken und ich habe Dir einen Mann ausgesucht. Darüber wollte ich heute einmal mit Dir reden."

Er wartete auf Antwort, aber sie sah nur halb

zweifelhaft, halb erstaunt, halb freudig und halb erschreckt, zu ihm empor.

Er deutete es nach seiner Art und sagte ohne Uebergang und hastig: „Willst du mich wohl nehmen, Mariechen?“

Eine leichte Brise trieb in diesem Augenblick weißen Meeresschaum an das Ufer. Das lockere Gebilde schwankte hin und her. Sie sah, wie es sich vergeblich gegen den Luftzug wehrte. Es tanzte ab und auf, bis die nächste Welle es verschlang.

War's ein Omen?

Sie wurde sich dessen in der Hast und Angst ihrer Gedanken kaum bewußt, aber ihr Entschluß war gefaßt und sie erwiderte, indem sie ihm offen ins Auge schaute:

„Wenn Du nicht meinst, daß ich zu jung bin, und schon an dergleichen denken darf, dann sage ich Ja. Denn ich ehre keinen Menschen so sehr auf der Welt als Dich, Onkel — und meine Dankbarkeit“ — —

„Hast Du mich nicht auch ein wenig lieb, Mariechen?“ unterbrach er sie rasch.

„Ja, Onkel. Gewiß, mein lieber Onkel“ —

Es leuchtete freundlich und glücklich in seinem Angesicht; er nahm sie in seine Arme und küßte sie.

„Komm denn", sagte er endlich, „wir wollen nach Hause gehen und Tante erzählen, was uns beiden passirt ist." —

„Und was wird Paul sagen?" entfuhr ihrem Munde.

„Paul ist noch ein Knabe, der sperrt's Maul auf!" sagte der Mann mit sorglosem Spott. —

Nun waren sie schon drei Jahre verheirathet, freilich meinten die Leute, daß das eigentlich keine Heirath sei, denn das Mädchen war zu ihrem Onkel wie eine Tochter, nicht wie eine Gattin, und er ging mit ihr um wie mit einem feinen Spielzeug. Sie saß ihm auf dem Schooß und lehnte ihren Kopf an seine Schulter, wenn er Abends im großen Lehnstuhl saß. Wenn die Pfeife ausgegangen war, flog sie fort, um ihm Feuer zu holen.

Ging er auf die See auf den Fischfang, begleitete sie ihn, und wenn er wiederkehren sollte, stand sie am Ufer und half ihm sein Geräth nach Hause tragen. Im Hause lief sie umher und putzte und ordnete. Sie nähte an Leinen oder Stoff, das er ihr schenkte.

Bisweilen guckte sie auch in Zeitungen und Bücher uud ging zu den Nachbarn und plauderte. Die Wirthschaft besorgte nach wie vor ihres

Mannes Schwester, und jene hatte dazumal nichts weiter gesagt als: „Gott gebe seinen Segen, liebes Kind", und hatte sie mit einer Thräne im Auge auf die Stirn geküßt. Und dann blieb alles ganz wie zuvor, nur, daß die kleine, schmucke Frau nicht wie früher von Morgen bis Abend der Alten zur Hand ging, sondern die Blumen in den Töpfen am Fenster pflegte und das Putzzimmer in Ordnung hielt, in dem sie sich zumeist aufhielt.

Paul war ganz verändert. Während er bisher unbefangen mit seiner Cousine verkehrte, wich er ihr jetzt aus. Er behandelte sie ebenso ehrerbietig, wie seinen Onkel und schien nur seinen Pflichten und solchen Gewohnheiten nachzugehen, die er früher eher vernachlässigt als gesucht hatte.

An einem Abend las der Fischer seiner Frau und seiner Schwester aus einem Buch vor, das ihm ein Nachbar geliehen hatte. Die Geschichte war überschrieben: „Der Ritter von Dornburg und sein Page. Eine romantische Geschichte aus der Ritterzeit".

Da kam eine Stelle vor, der Mariechen mit Aufmerksamkeit zuhörte und die sie am nächsten Tage nochmals verstohlen nachlas. Die lautete wie folgt:

„Die junge Gräfin blickte auf und sagte zu

dem Pagen: „Weshalb gehst Du nicht? Wünschest Du noch etwas?“ Er schaute vor sich nieder, ging nicht und antwortete nicht. „Was ist's, sprich! Ich befehle es Dir!“ Da quollen dem armen Jungen die Thränen aus den Augen und er sah sie mit einem unbeschreiblichen Blicke an. Darauf hielt sie ihm ihre Hand hin. Er stürzte auf sie zu, beugte ein Knie und bedeckte sie mit Küssen. Und als er aufschaute, sah er, daß auch sie geweint hatte. Denn sie hatten sich geliebt immerdar und gewiß wären sie trotz aller Widerwärtigkeiten dieser Welt ein glückliches Paar geworden, wenn nicht damals der alte Graf ihr in Ahnungslosigkeit das Wort abgenommen und sie alsobald vor den Altar geführt hätte.“

Mit fieberhafter Spannung las sie das Buch zu Ende, das der Fischer am nächsten Abend vorzutragen versprochen hatte. Und das Ende war traurig. Die beiden jungen Menschen konnten nicht von einander lassen. Der Graf überraschte sie einst, wie sie fest umschlungen hinter dem Flieder auf dem Schloßhofe saßen.

Den Pagen ließ er ins Burggefängniß werfen, wo er vor Kälte, Hunger, Gram und Herzeleid starb. Er selbst zog mit seiner jungen Gattin vom Schlosse fort an den Hof des Kaisers.

„Was fehlt der Marie?“

„Ich denke nichts, Bruder.“ —

„Doch, sie ist verändert. Forsche sie aus. Sie sagt mir nichts. Dir wird sie Rede stehen“. Er wollte gehen. Die Schwester hielt ihn und sah ihm ins Auge.

„Conrad, — schiltst Du nicht?“

„Was sollte ich schelten. Nun, was ists denn? Heraus mit der Sprache.“ — —

„Du hättest Dich dazumal bezwingen sollen! Es sitzt mir schon lange auf dem Herzen, Dir's zu sagen. Das Ding war zu jung für Dich — und da sitzt's, was sie drückt. Sie ehrt Dich. Sie liebt Dich wie ein Kind seinen Vater, — aber das ist nicht genug für ein junges Herz. Das Röslein verblüht und eines Tages läßt's den Kopf hängen und —“

Er wollte aufbrausen, aber besann sich. Er winkte ihr, sich zu setzen und nahm selbst ihr gegenüber Platz. Die Frau sah ihren Bruder an und ihre Augen füllten sich mit Thränen. Sie fühlte, daß er litt und war doch machtlos ihm zu helfen. Es reute sie, ihm seine Unbefangenheit genommen zu haben, und sie brach das Schweigen, indem sie dies aussprach.

Er schüttelte sein Haupt. „Magst ja Recht

haben, Schweſter, hab's leider auch ſchon oft gedacht. Ich meinte es gut für ſie und für mich. Und doch, was fehlt ihr denn?" fuhr er verändert fort. „Hat ſie nicht alles, was ſie begehrt? Schmalhans wäre vielleicht Koch geworden, wenn ſie einen jungen Burſchen genommen hätte, und Sorgen tödten alles, die Vernunft, die Ehre, die Liebe. Es muß nun ſchon ſo bleiben! Red' ihr zu! Sprich ihr von ihren eigenen Gedanken und ſollte etwa" — —

Hier hielt der Mann inne, um einen Gedanken, der in dieſem Augenblick in ihm auftauchte, zu unterdrücken, aber gleichzeitig legte ſich ein Ausdruck auf ſein Antlitz, vor dem ſeine Schweſter erſchrak.

„Nichts, nichts, Conrad, was Du denkſt. Ihre Seele iſt ſo rein wie's Waſſer draußen in unſerem Quellbrunnen." — —

Er nickte ihr zu und ging. Aber ſeit jenem Tage war der Fiſcher Conrad wie verändert. Selbſt die liebevolle Begegnung ſeiner Frau ſchien ihn eher düſter zu ſtimmen, als ſeinen Geiſt zu erheitern. Er ging auch gegen ſeine Gewohnheit öfter aus dem Hauſe und kam nachdenklich und ernſt zurück.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Draußen war lange Winters Ende. Es blühten die Hyazinthen, die Mariechen auf ihrem Fensterbrett pflegte, und aus der geöffneten Thür strömte ihr lieblicher Duft durch den Raum. Von draußen aber quoll linde Luft in das Haus. In dem kleinen Gärtchen flatterten vergnügte Vögel oder flogen gegen den azurblauen Himmel.

Die Frau lockte es heute ins Freie. Sie verließ das Häuschen, durchschritt die Fischerstadt, wandte die Schritte durch allerlei Gassen mit kleinen freundlichen Häusern und gelangte endlich aufs offene Feld, von dem man an den Strand gelangte. Rechts von diesem lag eine, von einer hohen Mauer eingeschlossene Häuserreihe. Eine einsame, stille Welt für sich.

Es war ein adeliges Fräuleinstift. Sie öffnete das Thor, durchschritt den Hauptgang, welcher die zu beiden Seiten liegenden Stifthäuser trennte, und trat in einen der Gärten ein, der sich bis ans Ufer des Meeres hinabzog. Kaum fünfzig Schritt von seinem Eingang lag ein freundliches Sommerhäuschen, dessen Thüren offen standen, und in welchem eine vornehm ausschauende alte Dame vor einem zierlich gedeckten, runden Tischchen saß. Der Kessel dampfte, der Kaffee, welchen sie grade

bereitete, duftete, und eine ſtille, reizvolle Behaglichkeit lag über allem ausgebreitet.

„Das iſt nett, kleine Frau!“ ſagte die lebhafte und freundliche Dame in einem etwas altmodiſchen, braunſeidenen Kleide, indem ſie Mariechen bewillkommnete und zum Sitzen einlud.

„Der Kaffee iſt grade fertig. Haben Sie eine Arbeit mitgebracht? Nun, das iſt vernünftig! Bitte, kleine Frau, — hier! Im Gartenhaus iſt's heimlich zum Plaudern.“

Und die beiden Frauen plauderten, bis der Abend ſeine Schatten über die Gegend warf, aber ihr fröhliches Schwatzen verklang mehr und mehr. Man hörte oft Schluchzen und Weinen und eine beruhigende Stimme, die voll Theilnahme war.

Als ſie endlich den Garten verließen, faßte die Aeltere die Jüngere unter dem Arm und ſagte im Fortgehen: „Wie ich ſchon ſagte, kleine Frau, ſprechen Sie ſich einmal aus mit Ihrem Vetter, und wenn er Ihrem Rath nicht folgt, dann ſchicken Sie ihn mir. Er muß fort — und dann wird auch alles wieder gut werden.“

Die Frau des Fiſchers bückte ſich herab und küßte die ſchmalen Finger ihrer Beſchützerin. Es fielen plötzlich Thränen darauf, und als ſie es merkte, glitt ſie erſchrocken mit ihrem

Tüchelchen über die feingeformte Hand und bat um Verzeihung.

Schon am früheſten Morgen des folgenden Tages waren Conrad und Paul eifrig beſchäftigt. Ein großes Segel lag auf dem kleinen Hofplatz hinter dem Hauſe ausgebreitet, und die Männer rührten ſelbſt die Nadel, um ein regelrechtes Viereck auf die zerriſſene Leinwand zu nähen. — Auch die Refftaue wurden unterſucht und unterhalb des Segels erneuert. Ein am vorigen Tage neugetheertes Holzgefäß zum Waſſerausſchöpfen der Kähne ward vom Sonnenplatz aus dem Garten beigeholt, und kürzlich fertig gewordene Netze, die, in Bündeln ſorgfältig aufgeſchichtet, in der Ecke des Hofes auf einer alten, mit Löchern ringsum durchbrochenen, runden Fiſchkiſte lagen, wurden nach der Reihe gemuſtert. Eines von dieſen, — gemeinſames Eigenthum der Fiſcherzunft, aber von Paul angefertigt, — ward von zwei hinzutretenden Fiſchern auf die Schultern geladen, um fortgetragen zu werden, und die Tante, welche mit dem Packen eines Korbes beſchäftigt war und gerade durch Herbeiholen einer alten Theerjacke und eines Südweſters ihr Werk vollendete beinahe über den Haufen gerannt.

Gegen Abend fuhren die Fischer auf den Nachtfischfang. Auch Conrad küßte sein Weibchen auf die Stirn und machte seinen Kahn flott. Die kleine Flottille, wohl fünfzig Fahrzeuge, steuerte mit prächtigem Winde dem offenen Meere zu. Mariechen begleitete ihren Mann bis an die Schiffbrücke.

Gleich Schwänen glitten die Böte mit ihren aufgebauschten, weißen Segeln durch die Flut, bis sie sich endlich in unbewegliche Punkte verwandelten und schließlich den Blicken entschwanden. Paul war auf seinen Wunsch zurückgeblieben und saß, an einem neuen Netze knotend, im Gärtchen neben seiner Tante, als Marie heimkehrte. Sie erhoben sich bei ihrem Kommen, zumal da es völlig zu dunkeln begann, und gingen langsam ins Haus. Als sie sich Gutenacht boten, fragte die Tante, wann Conrad diesmal zurückkehre.

Beide antworteten zu gleicher Zeit, daß die Fischer zwei Tage ausbleiben würden.

Als Mariechen kaum in ihr Gemach getreten war, erschien Paul in der Thür. Sie setzten sich einander gegenüber.

Stunde auf Stunde verrann. Erst als der Morgen graute, gingen sie aus einander. Er küßte sie auf die Stirn, lief ans Meer hinab, löste

einen Kahn und machte sich mit der Ausrüstung zu schaffen.

Alsobald kam auch Mariechen des Weges, setzte sich ernst und bleich ans Ufer und schaute seinem Beginnen zu. Ab und zu wandte sie ihren Blick auf die Gegend. Die Welt lag in einem holden Frieden. Die Morgensonne wagte sich eben schüchtern hervor und umglänzte mit sanfter Helle das Meer. Am jenseitigen Ufer stieg der blaue Rauch der Herdfeuer aus dem Grünen empor. Noch umschloß ein leiser Nebel die schlafenden Häuser und das Laub. Mit umflorten Augen schien die Nacht zögernd Abschied zu nehmen. Ab und zu plätscherte eine sanfte Welle gegen das Ufer und derselbe linde West kräuselte einen tiefblauen Streifen, welcher die silberne Flut durchschnitt. Drüben in der Ferne zeigte sich ein weißes Segel. Es kam näher und näher.

„Leb wohl!“ sagte der Bursche und küßte die Frau noch einmal. „Sag's der Tante, sie kann's Onkel Conrad berichten. Den Kahn lasse ich bei denen drüben. Die bringen ihn zurück. Vergiß mich nicht.“ — —

Sie schaute sich um. Nichts regte sich. Sie schienen in der ganzen Welt die einzig Lebenden. Dann umschlang sie noch einmal seinen Hals und

weinte. Der Burſche zitterte am ganzen Körper; ein kalter Froſt ſchüttelte ihn unter dem Seelenleiden des Abſchieds. Sie ſchaute ihm noch nach, als ſeine Geſtalt längſt nicht mehr zu erkennen war.

So ſaß ſie lange unbeweglich und träumte, bis ſich plötzlich eine Hand auf ihre Schulter legte. Erſchreckt wandte ſie ſich um. Es war ihre Tante.

„Iſt er fort?“ Die junge Frau nickte und erhob ſich.

„Ohne Abſchied vom Onkel genommen zu haben?“ fuhr die Alte fort und wandte ihre Schritte zurück.

„Das giebt ein Unglück!“

Mariechen blieb ſtehen und faßte die Hand der alten Frau.

„Nein. Es verhindert ein Unglück — Ich will es ihm ſelbſt ſagen.“ — —

„Thue das! Gott lenke alles zum Guten.“ Und dann, als ob ſie die Gedanken der jungen Frau erforſcht hätte, ſprach ſie: „Du wunderſt Dich, daß ich alles ſo hinnehme? Du meinſt, ich hätte nichts bemerkt, Mariechen, was in den letzten Wochen zwiſchen Euch vorgegangen? Du haſt mir nichts anvertraut, was Dich heimlich bedrückte, und doch weiß ich alles. Was ich nicht ſah,

ahnte mir. Aber warum haſt Du mir nicht Dein Herz ausgeſchüttet?“

„Warum? Weil ich erſt handeln wollte und dann ſprechen. Ich hätte Dir aber heute alles erzählt. Paul mußte fort. Wäre er nicht gegangen, hätte ich meinen Mann gebeten, ihn fortzuſchicken.“

Die Alte ſah erſtaunt zu ihrer Nichte empor.

„Hat Dir Paul Anträge gemacht?“

„Anträge? Tante? — — Paul iſt ein viel zu braver Menſch, als daß er ſeinen Wohlthäter betrügen könnte. Aber, daß er mich lieb hat, Tante“ — — —

„Und Du?“ fragte die Frau zudringlich.

„Ich?“ ſagte das junge Weib und eine eigenthümliche Bläſſe flog über ihr Geſicht. „Ich habe den beſten, bravſten Mann geheirathet und ihm am Altar Treue gelobt. Wie könnte, wie dürfte ich einen Andern lieben?“ — —

Die alte Frau drückte den Arm ihrer Begleiterin, und eine Thräne ſtahl ſich aus ihrem Auge.

„Mariechen!“ ſagte ſie nach einer Pauſe zärtlich. Als ſie ſah, daß das junge Geſchöpf weinte, ſtreichelte ſie ihr die Wangen und liebkoſte ſie, ohne weiter zu reden. Denn es giebt eine ſtumme

Sprache, die beredter ist als tausend Worte, und diese Sprache spricht das Herz, nicht der Mund.

Ueber die See war ein schrecklicher Sturm gerast. Voll Angst und Besorgniß erwarteten die Frauen ihre Männer zurück. Und sie kamen endlich heim. Auch der Fischer Conrad betrat in seinen wasserdichten Kleidern, die ihn noch riesenhafter erscheinen ließen, sein Häuschen und drückte den Frauen schweigsam die Hand. Als er nach Paul fragte, verließ die Alte das Gemach und gab vor, nach den bratenden Fischen schauen zu müssen, deren Fettgeruch schon das kleine Häuschen durchströmte. Mariechen blieb mit ihrem Manne allein, der finster dreinschaute, als ob er alles wisse, was nun kommen werde.

„Paul ist fort. Er ist nach Hamburg gereist. Er will sich auf einem Auswandererschiff verdingen. Hier ist ein Brief für Dich, Vater.“ —

Der Mann sah seiner Frau ins Antlitz und eine drohende Falte legte sich auf seine Stirn. Dann nahm er das Schreiben, ließ sich schwerfällig auf seinen Sorgenstuhl nieder und öffnete es.

Es standen nur einige Sätze darin. Die lauteten:

„Mein lieber Onkel. Ich gehe nach Amerika. Verzeihe mir, wenn ich so von Dir Abschied nehme! Ich bin Dir so viel Dank schuldig für alles Gute, daß ich glaubte, ihn nicht besser an den Tag legen zu können Nun weißt Du alles, auch, daß ich Deiner Achtung und Liebe immer werth war. Paul.

„Wer gab ihm Geld?“ fragte Conrad und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

Sie antwortete nicht. Als er seine Frage wiederholte, sagte sie:

„Von denen drüben hofft er es zu erhalten.“ Aber ihr anfängliches Schweigen ließ ihn Anderes vermuthen.

„Du gabst es ihm, Mariechen! Woher nahmst Du es?“ Sie stand auf und trat ihm näher. „Laß's gut sein, Vater“ — sie schmiegte sich zärtlich an ihn.

„Ich will es wissen!“ sagte er hart und ohne ihre Zärtlichkeit zu erwidern.

Es kostete ihr Ueberwindung, zu sprechen, so große Ueberwindung, daß sie erblaßte und zitterte. Endlich setzte sie sich neben ihn auf die Erde, schmiegte ihren Kopf an seine gewaltige Gestalt und begann, ohne ihn anzuschauen:

„Ich hab's erarbeitet, Vater, in all den

Jahren. — Wenn Du am Tage fort warst, oder früher schlafen gingst, arbeitete ich. Du weißt, ich bin nicht ungeschickt. Ich habe alles leicht und gut verkauft. Allen Erlös that ich in eine Sparkasse. Ich konnte es nicht ertragen, nur zu nehmen, nur zu genießen, während Du Deinem schweren Beruf nachgingst und sauer verdienen mußtest. Die Hausarbeit thut einmal die Tante. Ihr das „nehmen", hieße sie kränken. Genug, — ich wollte auch des Lebens werth sein und für unsere alten Tage sparen. —

Sie hörte, daß er bei diesen Worten schluchzte.

„Als nun der Paul fort mußte — weil" — sie stockte. „Als nun der Paul fort mußte, weil —"

„Ach, Du weißt es ja, Vater!" und sie sprang auf, setzte sich auf seinen Schooß und legte ihre Wange an seinen zitternden Kopf. —

„Und Du?" fragte der Mann in einer solchen Spannung, daß sein riesiger Körper bebte.

„Ich, Vater? Ich habe einen Mann, — den besten, den treuesten, den es auf der Welt giebt. Und weil ich den habe, ihn über alles achte und ehre, deshalb, — deshalb gab ich das Geld und sagte: Geh Paul!" —

Da hob der Mann die Frau wie ein Kind

in die Höhe, drückte sie an seine Brust, setzte sie auf den Stuhl und sank selbst auf die Kniee. Sie schlang ihre Arme um seinen Hals und fragte: „Bist Du mir gut?“

Als Antwort erhielt sie einen Blick, worin ein Himmel voll Liebe lag.

Sechs Jahre waren seitdem vergangen. Paul hatte oft geschrieben und stets gemeldet, daß es ihm überaus gut ginge Alle seine Briefe waren voll ehrerbietiger Liebe für seinen Onkel und voll Dank für die ihm gewährte Verzeihung. Wenn ein solches Schreiben einlief, war der Fischer einsilbig und nachdenklich, ja, oft traf ihn seine Frau die Briefe von Neuem lesend, und dann schloß er stets mit denselben Worten: „Der Paul muß zurück und mein Geschäft übernehmen. Ich werde alt und will ihn noch einmal wieder sehen. Ich schreibe es ihm, daß er kommen soll“.

Mariechen hatte darauf stets die nämliche Antwort.

„Laß ihn, Vater! Er hat es ja gut drüben und mit Deinem Alter hat es wahrlich noch gute Wege“. Dann schaute er sie glücklich an und sagte nichts.

Die Besorgniß der drei Menschen im Fischerhaus war groß. Conrad hatte geschrieben, aber schon waren fünf Monate vergangen, ohne daß eine Antwort erfolgt wäre. Die kleine Stiftsdame rieth, eine geeignete Vermittelung in Anspruch zu nehmen, um über Pauls Schicksal etwas Sicheres zu erfahren, aber der alte Mann schien, trotz seiner Unruhe, ein so festes Vertrauen zu haben, daß sein Neffe lebe, und nur besondere, aber unbedenkliche Umstände ihn abhielten, von sich hören zu lassen, daß selbst seine Frau tauben Ohren predigte.

„Wenn ihn der liebe Herrgott zu sich genommen hätte, würden wir von der Behörde Nachricht empfangen haben", erklärte er. „Das ist nicht geschehen und so denke ich immer, daß er eines Tages in die Thür treten wird, mich mit seinen treuherzigen Augen angucken und sagen: „So, da habt Ihr mich wieder!"

Aber es erfüllte sich nicht. Abermals vergingen Monate, ohne daß irgend eine Mittheilung einlief, und nun ging Conrad endlich zu einem Advokaten, der ihm schon oft mit Rath und That beigestanden hatte, um ihn die Sache vorzutragen. Dieser versprach, Schritte zu thun und ihm von dem Erfolg Nachricht zu geben. Und so schwand

wieder ein Jahr hin mit Regen und Sonnenschein, und nichts hätte den ruhigen Verlauf der Dinge unterbrochen, wenn nicht eines Tages die alte Schwester Conrads sich hingelegt, ihre beiden Lieben mit einem verklärten Blick angeschaut — und für immer diese Welt verlassen hätte. Dieses Ereigniß machte auf den Fischer einen so tiefen Eindruck, daß er wochenlang wie ein stummer Gast in seinem eigenen Hause umherwanderte, und einige Male fand ihn seine junge Frau am Meeresstrande sitzend und in die Ferne schauend, als ob er in den Anblick des Wassers seine traurigen Gedanken versenken könne. — Daß Paul todt sei, glaubte er auch und sprach es aus, denn die Nachricht, die endlich einlief, meldete, er sei weiter nach dem Süden gegangen. Wohin? Das könne niemand sagen.

Und neben ihm blühte die junge Frau schöner empor als je. Freilich lag mitunter eine stille, wehmüthige Bläße auf ihren Wangen, aber diese verfeinerte nur ihre Züge. Ihre Aufmerksamkeiten gegen den alten Conrad hatten sich fast noch erhöht, nachdem sie nun selbst das Regiment ihres kleinen Hauswesens übernommen hatte, und ein liebevolleres Verhältniß war kaum denkbar.

„Nun ist es ganz vorüber," sagte sie eines

Tages ihrer Vertrauten, der alten Comteſſe, als dieſe ſie nach alter Gewohnheit in den Stiftsgarten zum Nachmittagskaffe einlud. „Mir meinen guten Mann noch lange Jahre zu erhalten, — ihm ein behagliches Heim zu bereiten, — ſoll auch ferner meine einzige Aufgabe ſein. Das Glück beſteht ja nicht in dem, was man ſich in ſeiner Jugend ausmalte. Der Menſchen Gedanken und Wünſche verändern ſich. Ich habe es ausgekämpft und ſollte er auch wirklich noch einmal zurückkehren". —

Ueber das vornehme Antlitz der Greiſin flog ein eigenthümlicher Ausdruck. Sie antwortete nicht und nickte nur nach ihrer Weiſe mit dem Haupte.

Und doch hätte Mariechen eine Erwiderung erwartet und gewünſcht.

Der Frühling war gekommen! Das Eis war gelöſt. Es ſchwamm eilig den Strom hinab. Die Sonne lachte luſtig vom Himmel und half's fördern. Es rauſchte wie befreit aus der Tiefe, und die Wellen plätſcherten vergnügt gegen den Strand, ja, ſie überfluteten die grünkeimenden Wieſen in ihrem Uebermuth, bis ſie, — den geheimnißvollen Geſetzen gehorchend, — ſich wieder

mit dem All des Wassers vermischten, das in ruhiger Gelassenheit seine alte Wanderung verfolgte. Ringsum regte es sich in entzückender, stiller Emsigkeit, um rascher volles Leben zu entfalten.

Der Fischer hatte sein Gewese verkauft und ein leer gewordenes Häuschen im Klosterhofe bezogen. Es lag hart an dem großen Stiftsgarten und hatte vor der Thür hübsch gepflegte Beete. Der Blick ging übers Wasser und die Aussicht war so schön, wie sie ein König nicht schöner haben konnte.

Der Klosterpropst hatte ihm eine Stellung angetragen, welche durch den Tod eines Beamten erledigt war. Er wurde als Kloster-Inspektor eingesetzt und hatte, wie alle die übrigen Beamten, wenig zu thun. Aber gerade genug, um nicht durch Mangel an Beschäftigung auf thörichte, müssige Gedanken zu gerathen. Denn die Natur verlangt Widerstand, wenn die Jahre schwinden, und ein unausgesetztes Ankämpfen gegen das unvermeidliche Ruhebedürfniß. Aber seltsam! Je zufriedener sich Conrad zu fühlen schien, um so ernster ward nun allmählich sein Weib. Es mußte eine Veränderung in ihr vorgehen. Nicht als ob sie ihr Wesen gegen ihren Mann

verändert hätte. Aber es war, als ob sie etwas heimlich drücke, dessen sie nicht Herr werden könne. Ihre Freundin war seit Monaten auf Reisen; sie hatte sich nicht einmal aussprechen können. Aber nun wurde diese zurückerwartet, und gleich an dem, ihrer Ankunft folgenden Tage, eilte Mariechen in ihre Wohnung. Der alten Dame entging die Veränderung nicht, und in ihrer rückhaltlosen Art ergriff sie Mariechens Hand und fragte nach der Ursache.

„Ich weiß nicht, was mir fehlt", sagte die junge Frau. „Es ist etwas Schwermüthiges, Sehnsüchtiges in mir. Vielleicht ist es Ihre Entfernung, die mir das Leben so einsam . . so" — Sie sprach nicht weiter. Es war auch nicht nothwendig, denn diejenige, mit der sie redete, verstand sie.

„Das arme junge Ding! Es fühlt sich allmählich so einsam neben seiner Verzichtleistung, die nur das Augenmerk auf Ruhe und sorglose Behaglichkeit lenkt", sagte die alte Dame, als Mariechen ging „Es ist kein Gewinn, eine jener tiefen Naturen zu sein, die nur ein Mal zu lieben vermögen". —

Nun war es gar Sommer geworden. Conrad setzte sich häufig mit seiner Frau in ein kleines Boot, das dem Kloster gehörte und sonst nicht benutzt ward, um den heißen Räumen des Häuschens zu entfliehen. Auch heute waren sie langsam umhergerudert und kehrten nun zu ihrem stillen, von der Abendsonne beschienenen Häuschen zurück. Es war so ruhig, daß man die leicht bewegten Wellen am Kiele plätschern hörte. Conrad zog die Ruder ein und schaute auf sein Weib, das auf einem kleinen Bänkchen am Boot-Ende saß und ihre Hand durchs Wasser gleiten ließ. Ein rothes Tüchlein war um ihr Haupt geschlungen und umrahmte ihr schönes, sanftes Gesicht. Dem alten Mann tropfte es aus den Augen. Er konnte sich keine Rechenschaft geben, weshalb. Vielleicht weil sie nicht ein einziges Mal zu ihm emporschaute, sondern immer nur ins Wasser blickte.

„Mariechen!“ rief er endlich.

„Vater?“ sagte sie ruhig und kehrte ihr Antlitz zu ihm.

„Mariechen! Wollen wir heute ein Gläschen Punsch brauen und noch ein Weilchen in den Abend gucken?“

„Gewiß, Vater. Es ist ja so schön; kein Tag war wie heute!“

„Daß heute unser Hochzeitstag ist, — hast Du vergessen?“ — sagte der Mann nach einer sichtlichen Ueberwindung.

Sie nickte und schien sitzen bleiben zu wollen. Plötzlich aber stand sie auf und trat durch den schwankenden Kahn.

„Verzeihe, Vater“, sagte sie und setzte sich neben ihn. Mehr vermochte sie nicht heraus zu bringen und ihm ward nicht leichter ums Herz.

Er seufzte nur und sie schien es nicht zu beachten. Als sie aber ins Haus getreten waren, und er sich in den Sorgenstuhl gesetzt hatte, während sie das Abendbrod bereitete, rückte sie an seinen Platz und legte ihre Wangen an die seinigen. Er verstand sie, legte seine breiten Hände um ihr Haupt und zog sie zu sich.

In diesem Augenblick bellte der Hund und beide schraken unwillkürlich empor. Im Dämmerlichte der Flur erschien eine hohe Männergestalt und eine fremdklingende Stimme fragte, mit den Augen den dunklen Raum durchdringend:

„Ist jemand anwesend?“

Conrad erhob sich. Mariechen zündete rasch ein Licht an.

„Tretet näher,“ sagte der Fischer.

Doch das Wort erstarb ihm auf der Zunge,

als der Fremde auf ihn zueilte und sich an seine Brust warf.

„Paul! Onkel! Mariechen!“ ertönte es unter fröhlichem Jauchzen und der emporspringende Hund fiel mit lautem Bellen in die Ausbrüche der Freude ein.

Das war aber nicht der Fischerknabe, der einst mit der kurzen, zugeknöpften Jacke als einfacher Gewerbtreibender seine Vaterstadt verlassen hatte, sondern ein stattlicher, vornehmer Mann, zu dem die beiden Verwandten mit einer Art Scheu emporschauten. Ein ruhiges Lächeln flog über sein Angesicht, wenn Conrad mit seiner Unerfahrenheit, und dem Staunen vor unbekannten Verhältnissen, auf ihn einredete. Mariechen begegnete er aber so unbefangen, daß sich im Nu sein bisheriges Bild in ihrem Inneren verwischte und eine grenzenlose Traurigkeit über sie kam.

Auch blieb er nicht in dem Häuschen, sondern kehrte in den nahen Gasthof der Stadt noch an demselben Abend zurück, versprach aber am Vormittag wiederzukommen.

Was er eigentlich alles erlebt hatte, wovon er gesprochen, weshalb er nicht geschrieben, und welche Pläne er für die Zukunft habe, das hatte sie kaum gehört. Sie saß mit gesenkten Augen

und vernahm eine fremde Stimme, und als er schied, dünkte sie sein Händedruck so kalt, daß sie schauderte, wenn sie dieses Wiedersehens gedachte. Und doch fand sie bei ruhiger Ueberlegung keinen Grund für ihre Verstimmung. Paul war so herzlich gewesen, — war ihrem Manne so ehrerbietig, ihr so zart begegnet, daß sie ihm keinen Vorwurf machen konnte. Und welche anderen Ansprüche hatte sie denn zu erheben?

Conrad war schweigsam, nachdem sich sein Verwandter entfernt hatte. Er schien abgespannt und schaute mit offenen Augen ins Leere. Es beschäftigten ihn seine Gedanken so ausschließlich, daß er kaum noch ein Wort für seine Frau hatte, wohl aber klagte er über Fröfteln und Unbehaglichkeit Endlich erhob er sich und trat seiner Frau näher, die emsig nähte.

„Nun brauchst du nicht mehr Sparschillinge für den zu erarbeiten, Mariechen", sagte er endlich weich und sah ihr ins Angesicht.

„Und gerade an unserem Hochzeitstage." — —

Als sie empor sah und antworten wollte, winkte er ihr, zu schweigen. Es schwamm ein Ausdruck von milder Trauer und sanfter Ergebung in seinem Auge, der sie rührte.

Als sie endlich neben ihm ruhte und tausend Gedanken ihr Hirn durchkreuzten, fühlte sie ihre Hand von der seinigen berührt, und indem er ihr wie an jedem Abend eine gute Nacht wünschte, fügte er hinzu:

„Dank Dir, Mariechen, für alles Gute. Ach, es war schön! Ich hab's genossen und — glaub's nur, — ich hab mich darein gefunden. Gute Nacht, Mariechen! Liebes Mariechen!“ —

Seine Hand glitt von der ihrigen ab, als ob ihr die Kraft fehle. Das Weib erschrak so sehr, daß sie mit verhaltenem Athem horchte, ob er regelmäßig athme. Erst als sie merkte, daß er eingeschlafen und ruhig an ihrer Seite schlummerte, dachte sie über seine Worte nach und über so vieles andere, daß sie erst gegen Morgen einschlief und von ihren Gedanken Erlösung fand.

Es wird glaubwürdig berichtet, daß alte Leute nach Erfüllung gewisser Aufgaben, sich mit dem Entschlusse hinlegen, zu sterben, und, — ihre Widerstandsfähigkeit freiwillig aufgebend — ihren Geist aushauchen. Als Mariechen am nächsten Morgen ihren Mann weckte, lag ein ungewohntes, sanftes Roth auf seinen Wangen. Er schaute sie mit glänzenden Augen an, aber seine Sprache war wenig verständlich; er murmelte, er sei müde

und müsse ruhen. Und wirklich schlief er wieder ein. Als sie später einmal an sein Bett trat, öffnete er nur einmal das Auge, um sie zärtlich anzublicken. Dann schlossen sich seine Lider und er entschlief mit kaum hörbarem Athem von Neuem.

Mariechen berichtete dies Paul, als er dem Hause sich näherte. „Dann wollen wir uns hier auf die Bank setzen und von alten Zeiten plaudern, Mariechen," sagte er und zog sie unbefangen an sich. „Oh, wie schön ist meine Heimath!" fuhr er fort, als sein Blick über die Gegend schweifte. „Unbeschreiblich schön Schöner als alles, was ich kenne; denn ich liebe sie und habe mich unsagbar nach diesem Augenblick gesehnt." —

Aus seinem Angesicht guckten plötzlich die alten Züge des Paul hervor, die Mariechen in ihrem Herzen trug, und ein unnennbares Gefühl durchzuckte sie, als sein Blick sie traf.

„Wie schön Du geworden bist," sagte er. „Noch schöner!"

„Hast Du meiner mitunter gedacht, Mariechen?" —

Sie konnte nicht antworten. Ihre Antwort war eine einzige Thräne, die langsam wie ein flüssig gewordener Diamant über ihre Wangen glitt. —

Der Mann zitterte neben ihr. Sie fühlte seinen Händedruck und der Athem verging ihr. Sie wollte sich erheben. Sie drohte zu ersticken. —

Da rief Conrads hastige Stimme aus dem Zimmer und diese Stimme verwandelte sich in einen Hülferuf Beide flogen an sein Bett und unwillkürlich knieten sie nieder. Der gewaltige Mann erhob sich mit äußerster Kraftanstrengung, legte seine matten Hände auf beider Haupt, sodaß sie ihre Augen senkten, und sagte mit einer Stimme, die so rührend und feierlich klang, daß selbst draußen in der Natur alles Geräusch zu verstummen schien: „Ich segne euch, liebe, liebe Kinder! Seid glücklich mit einander! —

Ich habe Dich unsäglich geliebt! Verzeih mir, Mariechen! — und Du — Paul — —“

Dann fiel er zurück und die beiden Menschen sanken sich weinend in die Arme

Inés.

Sie erhob sich in dem großen, düsteren, mit einer beängstigenden Pracht eingerichteten Gemach und gab ein Zeichen, daß sie die Beendigung der Unterredung wünsche.

Aber er zögerte, sich zu erheben, und während sie auf dem weichen, in phantastischen Farben gewirkten Teppich an ihm vorüberschritt, warf er einen bittenden Blick zu ihr empor. Er suchte ihre Hand zu erfassen und sagte mit unsicherer, fast bebender Stimme: „Werde ich es denn nie lernen, Ihre Liebe zu gewinnen, Inés?“

Sie war zurückgewichen, und wie nun das etwas hellere Licht des Fensters auf ihre düstre und vornehme Schönheit fiel, schien es natürlich, daß sich keine Miene in ihrem bleichen und kalten Angesichte veränderte.

Sie antwortete auch nicht, zuckte nur mit den Achseln, und betrat die tiefe Fensternische, aus der sie gedankenvoll in den das schloßartige Gebäude umgebenden Park hinausschaute.

Ein endloser, feiner Regen strömte herab. In der Ferne starrte ein undurchdringlicher Nebel, der Erde und Himmel vermählte. In dumpfer Entsagung lag die Welt.

Inzwischen hatte sich auch der Mann erhoben und trat mit langsamen Schritten in ihre Nähe.

„Inés!“

„Was soll's?“

„Zürnen Sie mir, daß ich immer von Neuem versuche, einen Ausgleich zwischen uns zu finden?“ — —

„Ausgleich?“ erwiderte sie verächtlich.

„Ich drückte mich vorher anders aus, aber Ihr Mund blieb stumm! O, antworten Sie mir. Ich bitte Sie darum!“

Nun wandte sie sich zu ihm und sagte mitleidslos:

„Begehren Sie denn stets und immer wieder dasselbe zu hören? Sie nahmen mir, der Wehrlosen, das einzige Gut, das ich besaß, meine goldene Freiheit! Geben Sie sie mir zurück! In diesem Zugeständniß liegt der „Ausgleich.“ Einen anderen kenne ich nicht.“

„Sie wissen es ja, Inés! Ich kann nicht von Ihnen lassen!“ sagte der Mann und richtete einen demütigen, fast rührenden Blick auf sie.

Aber es glitt von ihr ab, wie der Hauch des Athems auf blankem Stahl, und sie sagte ungeduldig und wegwerfend: „So wären wir denn auf demselben Punkt angelangt! Und zu alledem ist solcherlei stete Wiederholung desselben Thema's recht, recht langweilig. Sie erlauben also, daß ich mich jetzt entferne."

„Hören Sie mich noch einen Augenblick!" rief der Mann.

Sie hatte den Salon durchschritten und blieb neben einer weißen Marmorbüste stehen, die durch den dunklen Raum leuchtete.

Es war ihr Ebenbild, aber mit dem fröhlichen, sorglosen Ausdruck der Jugend. Sie lehnte sich an die Säule, von der ihr holdes Angesicht herabschaute, und es schien, als ob zwei Schwestern, als ob Vergangenheit und Gegenwart sich zu einander gesellt hätten.

„Ich höre," sagte sie tonlos, als er nicht sogleich begann.

Und dann hub er an:

„Als Sie sich vorher erhoben, wollte ich den Mund öffnen, um Ihnen mein Herz auszuschütten. Daß endlich Klarheit zwischen uns werde, ersehnte ich in fiebernder Erwartung seit Monden. Ich hoffte, daß die Zeit und meine stumme Ehr-

erbietung ein milderes Gefühl in Ihnen wachgerufen habe, Inès! Aber ich sehe, daß ich zu dem Stein sprach, dem die Spuren ihrer schönen Züge eingemeißelt sind! — — Und doch würde vielleicht ein freundliches Wort über Ihre Lippen gedrungen sein, wenn Sie in mein Inneres sehen könnten, — wenn Sie wüßten, wie viel ich zu geben willens bin, wie wenig ich fordere, um für's Leben an Ihrer Seite bleiben zu dürfen! O ich liebe Sie unaussprechlich Inès! Und ist es denn ein Verbrechen, wenn ein Mann einer Frau ein solches Gefühl entgegenträgt? Ihre Achtung konnte ich nicht verscherzen, weil ich Sie liebe. So hoffte ich, daß die Zeit allmählich reifen würde, was ich seit Jahren vom Himmel erflehte — —"

Er hielt inne in dem Uebermaß des Seelenleidens und suchte nach Worten. Es war jetzt fast dunkel geworden in dem großen, durch die schweren, reichvergoldeten Möbeln und undurchdringliche Stoffe beengten Raum. Ein dem Hause eigener, mystischer Duft wehte auch hier und wirkte beängstigend auf das Gemüt.

Er hatte ein Wörtlein von ihr erwartet, aber als er zu ihr emporblickte, sie nichts erwiderte, und er auf ihrem Antlitz denselben düstern Aus-

druck gewahrte, gab er seine Sache verloren; es drängte sich in halb verzagender, halb zorniger Hast aus seiner Brust, und er rief: „Nicht einmal ein Wort des Mitleids haben Sie für mich — — —

Nun, so sei es Ihnen gewährt, Inès! Ich gebe Sie frei“ — —

Als ob die Sonne plötzlich die Welt umglänze, alles Schweigsame in Fröhlichkeit, alles Starre und Träge in lachendes Leben verwandle, so war es in ihrem Gesichte aufgeleuchtet. Jetzt schaute ihr vollkommenes Ebenbild vom Postamente herab. Aber die in seligem Wahn dargebotene Hand zuckte, als er fortfuhr:

„Aber unter einer Bedingung — —“

„Und diese Bedingung?“ hastete es aus ihr.

„Daß auch Sie ein Opfer bringen, — —“

Noch rangen die kommenden Worte in seiner Brust, aber sein zerstörtes Glück riß ihn fort, und er rief: „Diese Bedingung! — Nun denn, Inès — —: daß Sie auch eines anderen Weib nicht werden! Denn ich würde Sie unter den Qualen verschmähter Liebe tödten, wenn ich Sie in den Armen eines Nebenbuhlers wüßte, ich würde —“

Aber sie ließ ihn nicht aussprechen; der weiße

Marmor schien neben der Blässe ihrer Wangen erblichen, ihr Auge blitzte, und ihr Busen wogte unter der Seide, die ihren Leib umspannte

„Genug, genug, mein Herr!

„Bisher achtete ich Sie! Mit diesem Handel zerrissen Sie das letzte Band, das mich noch mit Ihnen innerlich verknüpfte."

Einen Augenblick kämpfte sie mit ihren Empfindungen und hielt inne. Dann aber fuhr sie, sich aufrichtend, fort:

„Was bot bisher das Leben meiner Jugend, da meine angebetete Mutter so früh starb? In diesen erdrückenden Räumen, in denen mir der Athem vergeht, bewacht mich mein Vater in mißverstandener Sorge. Was weiß ich, ob draußen der Frühling blüht, ob Menschenherzen sich entgegenschlagen; was weiß ich von Freude, von Glück, von sorglosem Genießen in dem Kreise einer Familie, von alledem, was warm und beglückend durch eine Menschenbrust strömt! Und Sie wollen mir nun auch noch das Letzte, das Einzige, — die Hoffnung nehmen? Wenn gedankenlose Hände die Knospen der Rose entblättern, erwacht schon ein widerstrebendes Gefühl, und man sucht es zu wehren. Und Sie wollen mich, — ein lebendiges Geschöpf, — durch ein Ver-

ſprechen ſchon in meiner Jugend erſticken, weil Sie ſich vor dem Kampfe Ihrer Leidenſchaft fürchten?

Mit welchem Rechte, mein Herr? — Nun wohl. Sie haben das Verſprechen meines Vaters, das nur Sie ihm zurückgeben können, und Sie trotzen darauf, obgleich ich Ihnen tauſendmal wiederholte, daß ich Sie nicht lieben könne. Aber ich bin kein Geräth, keine Schale, die man Ihnen ſchenkte, und die Sie nun nach Willkür in eine dunkle Truhe verſchließen können, damit ſie Ihnen nicht entwendet werde! Ich wiederhole: ich bin ein lebendiges, freigeſchaffenes Weſen, und mich zwang bisher nur mein eigener Wille, der meiner Pietät für meinen Vater entſprang.

Sie geben vor mich zu lieben! Wiſſen Sie, was Liebe iſt? Schlagen Sie nach in den ewigen Blättern der Bibel:

„Die Liebe eifert nicht;
ſie ſtellet ſich nicht ungebendig,
ſie ſuchet nicht das Ihre
ſie läßt ſich nicht erbittern,
ſie trachtet nicht nach Schaden" —

Sie aber verzehrt eine Selbſtſucht, vor der mir graut. Und nun weiß ich auch, weßhalb ich den Kampf mit mir ſelbſt nicht beſtand und

weßhalb ich mich nicht zu fügen vermochte. Ich hatte in Ihrem Auge etwas von jener Leidenschaft gesehen, die eben wie ein Brand Ihre Seele ergriff und vor der mir schaudert. In meiner Unbefangenheit wußte ich es mir nicht zu erklären. Jetzt aber weiß ich es.

Und nun mein Herr, erringen Sie sich wenigstens das Einzige, was in meinem Herzen für Sie noch aufblühen kann: meine Dankbarkeit. Verzichten Sie freiwillig, ohne Vorbehalt, und vielleicht wird diese Dankbarkeit dereinst wieder Sprossen der Achtung für Sie treiben."

Sie streckte die Hand aus und er ging. Sie sah nicht den Ausdruck von grenzenloser Qual in seinem bleichen Gesicht, da ihm tausend Entgegnungen auf den Lippen brannten.

Nachdem er gegangen, fiel sie in einen der hohen, wappenverzierten Lehnsessel zurück und starrte thränenlos vor sich hin. Und während nun von der Säule der Marmor sonniges Glück herabstrahlte, lag auf dem Antlitz des lebendigen Geschöpfes leblose Bläße und hoffnungsloser Schmerz.

Sie lag in dem dunklen, fast unheimlichen Gemach vor ihrem Vater auf den Knien. Den

strengen, aristokratischen Kopf des Mannes umrahmte dichtes, weißes, kurzgeschorenes Haar, während die dunklen Brauen unter der Stirn fast zusammengewachsen waren. Ein Beweis von Kraft drückte sich in dem starken Nacken aus und in der Röthe, die Hals und Brust bedeckte. Denn er saß mit offenem, zurückgeschlagenem Untergewand in einem, mit Fellen beschlagenen, und mit Geweihen verzierten, großen Sessel. Seine Füße steckten in rothledernen Stiefeln, und den Leib umschloß ein schwerer, seidener Schlafrock.

Das mit Kostbarkeiten aller Art überladene Gemach beengte die freie Bewegung, und die dunklen, schweren Vorhänge nahmen das wenige Licht, das durch die Bogenfenster zu dringen versuchte. Zu Häupten eines altmodischen Schreibtisches, den Bücher, Schriften und unzählige Kleinigkeiten beluden, war an der mit Seide tapezierten Wand ein alter Gobelin befestigt, und rings um diesen standen auf Postamenten alte Vasen und Krüge, meist aus Gold und Silber, aber auch alte Majolica-Seltenheiten Die Wände waren mit Gemälden bedeckt; ringsum erhoben sich kunstvoll gearbeitete, schwere Möbel, die eine Last von reizvollen Dingen

trugen. Ein orientalischer Teppich, in dem man versank, dämpfte den Schritt. Im Kamin brannten große Holzscheite, die einen strengen Duft ins Zimmer sandten.

Der Mann saß vor einem Eichentisch, über dem eine schwere seidene Decke mit Quasten in ungleichen Farben ausgebreitet war, und auf dem eine altmodische Maschine dampfte, in der Thee kochte. Ab und zu goß er sich in eine große, mit einem Familien-Wappen verzierte Tasse ein, und griff nach einer neuen Cigarrenspitze, von denen Dutzende auf einem bemalten Teller lagen und in die er seine Cigaretten schob. So rauchend und trinkend hörte er ihr zu.

„Sie würde es nie gelitten haben," sagte das Mädchen mit düsterer, vorwurfsvoller Miene.

„Grade ihren Wunsch erfülle ich!" fiel er ihr heftig in die Rede. „Es war ihr letzter, hoffender Gedanke, unsere beiden aussterbenden Geschlechter durch Euch verbunden zu wissen.

Und eben weil mein Lebensglück vernichtet ist, nachdem sie von mir gegangen, will ich wenigstens das einzige lebendige Andenken, das ich von ihr habe, glücklich machen, und in ihrem Sinne vollenden, was unser beider Blick in die Zukunft

erhellte, was uns den Gedanken an den unvermeidlichen Tod erleichterte!“ — —

„Und dieſes Andenken bin ich!“ unterbrach ſie ihn, „und mich willſt du, ſtatt glücklich, namenlos unglücklich machen, Vicente!“

Sie gab ihm ſeinen Vornamen, ein freundliches Ueberbleibſel zärtlicher Neckerei ihrer Kinderjahre.

„Dies Andenken biſt du! gewiß!“ ſagte der alte Mann weich. „aber eben ſo ſehr er! Du biſt mein Fleiſch und Blut, wie du das ihrige biſt, aber er iſt der letzte Sproſſe ihres Geſchlechtes, und ſie wünſchte dieſe Verbindung, weil ſie nicht nur eine zärtliche Gattin war, eine aufopfernde Mutter, ach, — was ſage ich, — ein Vorbild aller weiblichen Tugenden, ſondern auch jene vornehmen Geſinnungen in ſich trug, zu denen der berechtigte Stolz auf ein edles, durch Jahrhunderte erprobtes Geſchlecht gehört, der in der Geſchichte der Menſchheit eine Familie nicht gleich achtet einem Grashalm, der emporſchießt und verdorrt, ſich in Staub verwandelt und in' dem endloſen Weltraum verweht.“

„Und doch, Vicente, wie raſch würde ſie mich emporgehoben haben, wenn ſie mich hier flehend zu deinen Füßen geſehen hätte.“ — — —

„Sie hätte dich nicht emporgehoben, denn sie hätte in deiner Weigerung nur eine Weiberlaune erkannt; sie hätte dich nicht emporgehoben, denn sie hätte den vollkommenen Cavalier in deinem Verwandten geschätzt, wie ich, und in einer Verbindung mit ihm unser aller Glück erkannt. Und deßhalb noch einmal, und zum letzten Male: Du wirst ihn heiraten. — — Und, glaube mir, du wirst glücklich werden! — Ach Kind!“ schloß der Mann düster, „jene Liebe, die du dir erträumst, ist ein flackerndes, bald verlöschendes Feuer. Die wahre, in der Ehe die Gatten beglückende Liebe baut sich auf Uebereinstimmung und Achtung auf.“

„Wenn ich dir nun aber sage, Vicente, daß ich diesen Mann nicht nur nicht liebe, sondern verabscheue, daß mich ein unerklärliches Grauen in seiner Nähe erfaßt, und schon bei dem Gedanken, je von ihm berührt zu werden, ein Grausen meinen Körper schüttelt! Wenn ich dir das sage, mußt du mich erhören und mir meine Freiheit wiedergeben. Aber weigerst du dich dennoch, Vater“ — —

„Sie droht mir!“ sagte der Mann, die Brauen finster zusammenziehend; und dann weicher, wie mit der Verstorbenen redend und emporschauend:

„O! daß du doch bei uns geblieben wäreſt! Aber, ſelbſt ein Engel, zog es dich hinauf in den Lichtglanz beſſerer Welten. O, wenn du doch bei uns geblieben wäreſt," wiederholte er, „ſie hätte ſich nicht von mir gewendet, die das Glück mir erſetzen ſollte, als du mich verließeſt. Ich hätte eine Tochter behalten, die die Freude meines Alters geworden wäre: nun aber will ſie in ſtarrem Trotz ſich gegen dich, du Heilige dort oben, verſündigen — —"

„Nicht weiter, Vicente!" rief das Mädchen mit flammendem Auge. „Entweihe mir nicht das reine und makelloſe Andenken an meine Mutter. Ich ſage dir, ſie zittert, da ſie dich von der Erde herauf reden hört. Ich ſage dir, daß ſie dein Thun verdammt! Ihr Geiſterauge thränt und ſie leidet unſäglich, daß ſie dir nicht zurufen kann:

Halte ein, Vicente! Du kennſt meine Gedanken und Wünſche nicht. Deine Tochter aber ſprach wahr. Sie weiß, daß ich ihr Glück an den Stufen des Höchſten erflehe. Und ihr Glück beſtimmt ihr eigenes Herz, keine äußere Vorſchrift, keine Laune, kein zufälliger Wunſch, nicht irdiſche Ueberlegung anderer.

Gott ſelbſt, von dem ein Funken in ihre

Bruſt geſenkt ward, redet zu ihr mit Geiſterworten und lenkt ihr Inneres.

„Ich ſehe ſie! ſie ſchaut herab!“ fuhr das Mädchen fort und blickte wie verzückt empor. „Sie pflichtet mir bei! O ſieh! ſie weint Freudenthränen, daß ich dich überzeugte; ſie breitet die Arme aus, um uns beide an ihr Geiſterherz zu drücken! Sieh, Vicente, ihr Angeſicht leuchtet! – “

Der Mann ſtarrte mit offenen Augen empor, und ein Schauer von ihrer Verklärung ging auf ihn über. Zuletzt trat eine Thräne in ſein Auge. Die Arme fielen wie kraftlos herab und er ſtöhnte:

„Ich kann nicht, mein Kind, ich gab ihm mein Wort!“ Sie aber klammerte ſich an ſeine Knie und ſchluchzte.

Die Zeit war vorwärts gewandert. Seit Wochen hatte Inés das Schloß kaum verlaſſen und heute trat ſie zum erſten Male wieder in Begleitung ihres Vaters unter Menſchen. Der alte Graf hatte den Wunſch ausgeſprochen, eine Gemälde-Ausſtellung zu beſuchen, denn er war ein Freund und feiner Kenner der Kunſt und ein williger, das Talent fördernder Käufer. Wenn er einmal raſcher vorwärts drängte, ſtand

sie wie verloren von dem, was ihr Auge entzückte; und unwillkürlich wandten sich die Blicke der Beschauer von der Leinwand ab und musterten das schöne lebendige Bild, das in vollendetem Ebenmaß vor ihnen aufgetaucht war.

Ein edler Frauenkopf fesselte ihn so gewaltig, daß es nun an ihr war, eine fortschreitende Bewegung zu machen.

„Daß wir das Bild Deiner herrlichen Mutter nur in unserem Herzen tragen müssen," sagte der alte Mann, durch dieses Gemälde in seinen Erinnerungen aufgeweckt, weich. „Was würde ich opfern, wenn sie sich so vor uns verkörperte, und ich täglich in ihre milden Augen schauen könnte."

Er vergaß, wo er war und starrte vor sich hin. Sie aber, einen Ausbruch seiner Trauer fürchtend, zog ihn auf einen Ruhesitz.

„Erinnerst Du Dich noch, Inés, wie schön sie war, als sie mit ihrer Lieblingsblume, der weißen Hyacinthe, in der Hand, auf dem Krankenbett lag?" Er wischte sich über die Augen. Der Mann konnte sein Weib nicht vergessen, und in ihrem Herzen wogte es wehmütig auf und ab, denn sie hatte wohl mehr verloren, als er.

„Gewiß, Vicente! Wenn uns ein Maler sie so malen könnte, wie sie uns damals erschien,

man würde glauben, daß ein Engel Menschengestalt angenommen habe."

Während sie noch in diesen Gesprächen verloren waren, trat einer der Herren aus ihrer spärlichen Residenz-Bekanntschaft, und zwar der spanische Gesandte, unter lebhafter Begrüßung ihnen näher und stellte auch seinen Begleiter vor. Es war ein hochgewachsener Mann mit einem edel geformten Kopf, dessen wahrhaft klassisches Profil überraschte.

Nach kurzem Austausch der gewohnten Höflichkeitsformen, entsprachen sie der Aufforderung, die anschließenden Säle gemeinsam zu durchwandern, wobei der Fremde das Wort nahm und in einer eigenartigen, aber überaus zutreffenden Weise den Werth der Gemälde schätzte. Hier hob er die vollendeten Formen, dort die Farbenschönheit hervor, indem er auf den Unterschied zwischen Zeichnen und Malen hinwies, und überall das angehende Talent von dem fertigen Können unterschied. Dabei eilte er voraus oder zurück, um seine Behauptungen zu belegen, und seine vergleichenden Bemerkungen zeigten eine überraschende Fülle von Kenntnissen und selbständigen Beobachtungen. Hier schien er zu Hause zu sein, als ob jedes einzelne Gemälde aus seiner Hand das

„imprimatur“ erhalten habe. Immer sprach er in einer einfachen, natürlichen Weise, aber alles klang voll und bedeutend. „Wer nicht malen kann“, sagte er unter anderem, „dem dient auch das Talent zum Zeichnen nicht, wenn er mit Pinsel und Palette hantirt! Aber wer den ersteren so handhabt, wie dieser Künstler,“ — er zeigte auf ein Gemälde, — „dem schadet es auch nicht, daß er der schönen Nymphe dort den Arm verkürzte. Sehen Sie hier! Das ist Kraft der Charakteristik! Das ist wahres und volles Leben!“ und dann blieb er bewundernd vor einem Bilde stehen.

Inès war nicht von seiner Seite gewichen, und wie einer neuen Offenbarung, lauschte sie seinen Worten.

Denn in diesem holden Geschöpf schlummerte der Sinn und das Verständniß für alles Schöne und Bedeutende, und es durchrieselte sie eine glückliche Empfindung, wenn sie von ihm in Worte verwandelt fand, was in dem Moment des Beschauens in ihr zu einem Urtheil gereift war.

„Der kann noch einmal ein zweiter Cornelius werden!“ rief der Fremde in seiner sichern und widerspruchslosen Art, an großen Cartons vorüberschreitend, und mit einigen Worten Gegenstand und Inhalt erklärend. „Es ist das bedeutendste

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF

was unsere Kunstausstellung aufzuweisen hat! Man müßte es mehr hervorheben, denn die ungeschulte Menge wandert achtlos vorüber, weil nicht wie dort, goldbrennende Farbe den Fürstenmantel bedeckt und sie anlockt."

Allmählich, und nach dem sie nun Stundenlang umhergewandert waren, sah sie zu ihm empor wie zu einem völlig anders Gearteten; und es befestigte sich in ihr die Vorstellung, daß dieser Mann auch alle anderen Gebiete des Wissens beherrsche, daß sein Können vor nichts zurückschrecke, und daß sein Geist die Welt mit allen ihren Erscheinungen gleichmäßig durchdringen müsse

Als sie sich trennten, beschlich sie ein unbekanntes Gefühl; und als sie ihm nun dankte, und er nur leise das Haupt neigte, — gleichsam um anzudeuten, daß er einer selbstverständlichen Cavalierpflicht genügt habe, kein leiser Blick, keine Miene darauf hindeutete, daß es um ihretwillen so lebendig aus seiner Brust gedrungen sei, da ging sie nachdenklich neben ihrem Vater nach Hause.

Nachdem sie in ihre düstere Wohnung zurückgekehrt waren, und sie dem alten Herrn, wie seit Jahren, einsam bei der Tafel gegenüber saß, da erzählte er ihr, daß der gefällige Fremde einer

der berühmteſten Maler des Landes ſei, und daß von ihm jenes Frauen=Portrait herrühre, das ihn ſo gefeſſelt habe.

„Der wäre der Mann geweſen, Deine Mutter zu malen!“ ſagte der Alte und lehnte ſich in innerem Beſinnen zurück. „Wenn er ſie gekannt hätte, er würde ſie aus der Erinnerung auf die Leinewand gezaubert haben. Heute noch! Deß bin ich gewiß; Inés!“ Und dann abbrechend: „War Dein Verlobter inzwiſchen hier? Haſt Du Carlos befragt?“

Sie hatte einen Becher zum Munde erhoben, und die ſanfte Glut des Weines glitt über ihre Lippen.

Bei dieſen Worten aber fühlte ſie, wie dieſe Glut zu Eis gerann, und ſtatt zu antworten, tropfte eine Thräne langſam in die Tiefe des Gefäßes.

Der Mann ſtöhnte, als ob ein eiſerner Stein auf ſeiner Bruſt ruhe, und hob die Tafel auf.

Die Diener erſchienen mit unhörbaren Schritten und deckten den Tiſch ab. Die Stühle fanden ihren alten Platz; alles lag wieder einſam und düſter. Das Sonnenlicht ſtrebte vergeblich die Mauern zu durchdringen; in den hohen verlaſſenen Gemächern, auf den halbdunklen Fluren

und Gängen wehte der alte, myſtiſch-beängſtigende Duft, und Grabesſtille herrſchte in dem großen Hauſe bis an die anbrechende Nacht, denn das ſtille Weinen eines armen Geſchöpfes um dieſe Zeit drang durch keine Wand und Mauer.

Inés Vater war ein ſpaniſcher Grandes. Sein etwas abenteuerlicher Sinn hatte ihn in ſeiner Jugend auf allerlei Umwegen nach Rußland geführt. Hier hatte er Carrière gemacht, war aber, nachdem er ſeinen Dienſt quittirt, aus verwandtſchaftlichen Rückſichten in ſeine Heimat zurückgekehrt und hatte bald darauf Inés Mutter, eine der reichſten und vornehmſten Spanierinnen, und die letzte Repräſentantin eines alten Geſchlechtes geheiratet. Später veranlaßten ihn die ſpaniſchen Unruhen, ſeinen Wohnort Barcelona zu verlaſſen, und nun lebte er ſeit einer längeren Reihe von Jahren bereits in der deutſchen Reſidenz in dem alten, ſchloßartigen Hauſe, das er als Eigenthum erwarb. Es hatte dieſer Beſitz urſprünglich zu einem Gutspark gehört, den ein begüterter Speculant erworben, parcellirt, und unter ſorgſamer Schonung der alten Bäume einzeln wieder verwerthet hatte.

Die Mauern des ursprünglichen Schlosses waren vollkommen erhalten und die Eigenart des Inneren hatte ein geschickter Baumeister, soweit sie verwischt war, künstlich, aber in täuschender Nachahmung wieder hergestellt. Unmittelbar neben des Grafen Besitz erhob sich ein moderner Prachtbau, den eine Familie aus den spanischen Kolonien angekauft hatte. Diese befand sich aber schon seit einem Jahre auf Reisen, sodaß Ines des einzigen näheren Umganges entbehrte, den sie nach ihrer Mutter Tode gepflegt hatte. Heute richtete sie ihre Schritte durch eine die beiden Gärten verbindende Pforte auf das nachbarliche Gebiet, da sie von dem Haushüter den Tag der bevorstehenden Rückkehr der Familie erfragen wollte.

Während sie nachdenklich durch die Parkwege schritt, stiegen die alten beängstigenden Gedanken in ihr auf. An jenem Tage hatte sie ein Schreiben ihres Verlobten empfangen, in dem er ihr eine längere Abwesenheit anzeigte, auch weitere Mittheilungen in Aussicht stellte, — und grade heute von ihrem Vater erfahren, daß er sich zur Rückreise rüste. Vorwärts schreitend, hörte sie plötzlich Schritte hinter sich und wandte sich um. Unter den Bäumen trat eine hohe Gestalt hervor, der einige Männer in kurzer Entfernung folgten.

Einem unbestimmten Gefühl folgend, lenkte sie vom Hauptwege ab und beschritt einen Nebenweg, der zu dem Wohnhause führte. Der Sommer blühte heute in voller Pracht. Durch das Grün der Bäume funkelte die Morgensonne und badete die froh erwachten Schöpfungen der Natur in einem reinen, seltsam hellen Glanze. Das Eckchen Grün, welches sich im Schatten unter den hohen Eichen ausbreitete, lag noch wie schlafend, aber seitab zitterte schon das Gold der Sonne, die näher rückte. Auf den Blättern der freistehenden Buchen und drüben auf der Wiese, schwamm schon alles in einem Meer von Licht.

Noch unter dem Eindruck all der Schönheit gelangte Inés an das Seitenportal des Hauses und ihre Hand legte sich an die Glocke. Aber alles blieb stumm und sie ließ sich wartend im Schatten der Bäume auf eine Bank nieder. War's nicht heute, war's morgen! Sie setzte sich und verlor sich in Träumen.

Und nun wanderten ihre Gedanken ruhelos hin und her, um immer wieder auf einen und denselben Punkt zurückzugelangen. Vor ihrem Auge lag die Welt in lauter Lust und Sonnenschein, und vor ihrem Geiste gestalteten sich die dunklen Bilder ihrer Zukunft. Da war kein

einziger Lichtblick, und nach Art aller sorgenden Menschen glaubte sie jeden Schleier der Zukunft schon durchdrungen zu haben. Es gab keinen Ausweg! — Seinen bedingten Verzicht anzunehmen, der Zeit und dem Zufall eine günstige Lösung anzuvertrauen, — kam ihr nicht einmal in den Sinn. Sie war zu ehrlich, etwas in ihre Berechnungen zu ziehen, über das sie nicht selbst Herr war.

Daß sie ihren Vater bewegen würde, ein vermittelndes Wort zu sprechen, das war ihr letztes Hoffnungs-Netz, welches sie auswarf. Aber sie sah schon die zerrissenen Maschen, ehe sie es hinabsenkte.

Sie wollte sich erheben und zurückwandern, als plötzlich aus dem verlassenen Hause Musik zu ihr herabdrang. Aus einem Zimmer des Gartens, dessen Fenster geöffnet waren, rauschten die frommen Klänge eines Harmoniums. Da war es ihr, als ob sie in ihre Kindheit zurückversetzt werde, als ob sie in Barcelona in der großen Cathedrale vor der Mutter Gottes kniete. Weihrauchduft stieg empor und durchdrang den Raum; sie sah bekannte Gesichter und ihre herzliebe Mutter, die, gleich ihr, demütig vor der heiligen Maria im Staube lag. Und dann plötz-

lich schnitt der letzte Ton ohne Nachklang ab, als ob ein Meister nur prüfend über die Tasten geglitten sei und nun hastig das Instrument schließe.

Während sie noch, gleichsam verloren, emporschaute, öffnete sich die Thür und der Haushüter verbeugte sich vor einem heraustretenden, hochgewachsenen Manne.

„Welch' glücklicher Zufall, Comtesse!" rief eine ihr bekannte Stimme. Es war der Künstler, der sich ihr näherte.

Sie fühlte, wie die Röthe in ihre Wangen stieg, und athmete auf, als gleichzeitig der Hausverwalter mit gelüfteter Kappe näher trat.

Aus Frage und Antwort vernahm jener die Gründe ihrer Anwesenheit und verständigte sie selbst, indem er ihr mittheilte, daß er, auf Wunsch der nun zurückkehrenden Familie, ein aus Paris gesandtes Bild nach seiner Anordnung aufgehängt und dasselbe auch wegen einer beabsichtigten Copie besichtigt habe.

Als sie nebeneinander den Park durchschritten, war er es wieder, der auf die Schönheit der lebendigen Bilder der Natur hinwies und seinem Entzücken Worte lieh

„Sehen Sie diesen Durchblick, Comtesse! Wie dort die Silberpappel in dem Grün der Bäume

emporflammt! Als ob's ein glitzernder Springbrunnen wäre, der seine unterirdische Nahrung aus dem kleinen See drüben geschöpft habe. Wie schön ist dieser Fleck Erde!"

Sie theilte seine Bewunderung, sprach von dem Besitze ihres Vaters und forderte ihn auf, einen Blick hineinzuwerfen.

„Waren Sie es, der vorhin spielte?" nahm sie im Weiterschreiten zaghaft das Wort.

„Es war ein wenig unbescheiden in einem fremden Hause", nickte er verlegen und dann in halb scherzhaftem, halb ernsthaftem Tone: „Ich hoffe, daß Sie mich nicht verrathen werden! Ich bin ein leidenschaftlicher Musikfreund, und, — wenn es nach mir ginge, — möchte ich noch heute Palette und Pinsel an den Nagel hängen und Musikant werden."

„O nein!" sagte das Mädchen nachdrücklich und hastig, als ob sie ein Wörtlein mitzureden habe, erschrak aber, und er blickte verwundert, aber angenehm berührt, zu ihr herab.

Und nun stockte das Gespräch und verstohlen schaute der Mann auf das stolze Bild neben sich.

Ihre Schönheit berauschte ihn; es knisterte und duftete die Seide, die ihren herrlichen Leib umschloß, und auf ihrem südlichen, zärtlich-weichen

Teint lag ein Anhauch verlegener Röthe, als seien Rosen-Knospen aufgesprungen.

Und es erfaßte ihn eine verlegene Scheu, denn es kam über ihn, daß sie ein anderes Geschöpf sei, als alle die anderen, und daß er gut zu machen habe, weil er ihr begegnet sei mit der Unbefangenheit seines sonstigen, freien Wesens. Und dieser Eindruck gewann Ueberhand, als die äußeren Dinge auf ihn einwirkten, er die Parkanlagen ihres Vaters durchschritt, als zufällig Dienerschaft herbeieilte, die sie suchte, und er ihrer Aufforderung folgte, das Innere des alten Schlosses zu besichtigen und ihren Vater zu begrüßen.

Der greise Portier war schon bei ihrem Kommen aufgestanden und erwartete sie entblößten Hauptes; der Diener enteilte mit jener ehrfurchtsvollen Dienstfertigkeit, die sich nur an den Höfen der Fürsten findet, und als die Thüren des Schlosses sich öffneten und diese außerordentliche und geschmackvolle Pracht ihm entgegenströmte, die das empfängliche Künstlerauge begierig auffog, als der seltsame Duft des Hauses ihm entgegenschlug, als er die gewaltigen und kühn geschwungenen, mit goldenen Amoretten und tausendfältigen Zierraten geschmückten Treppen emporstieg, und er sich nun in dem ängstlich-dunklen Empfangsgemach

umschaute, da wogte in ihm ein seltsames, — zugleich befangenes und sehnsüchtiges, — Gefühl auf. Das holde Geschöpf, welches neben ihm wie ein vornehmes Geheimniß dahingewandelt war, erschien ihm noch unnahbarer denn vorhin; er schalt seine eigene Kühnheit, und doch stieg ihr Besitz so begehrenswerth vor ihm auf, daß es heftig in ihm aufquoll und verzehrende Gedanken seine Brust bestürmten. Denn er war schon verloren und lag in dem Zauberbanne ihrer Schönheit, ohne es zu wissen.

Und Reinhard kam oft wieder. Immer von Neuem redete zu ihm der alte Mann, daß der Gram an ihm nage, daß er seine Jahre inhaltslos schwinden sehe, da seine unvergleichliche Frau von ihm gegangen sei. Und was er gegen Inés an jenem Morgen geäußert, das wiederholte er: „Sie, Herr Professor, würden sie aus der Erinnerung gemalt haben, wenn Sie sie gekannt hätten! Der Verstorbenen Bild würde aus dem Rahmen auf mich herabschauen, aus ihrem Anblick würde ich die Kraft zu neuem Leben schöpfen.“

Und Inés durchwanderte mit ihm die Säle und zeigte ihm alle die Seltenheiten und Kostbarkeiten, welche der Kunst- und Sammelsinn ihrer

Mutter aus allen Ländern herbeigeschafft hatte. Hier stand eine kostbare Sèvre-Vase, dort die Nachbildung eines römischen Triumphbogens; drüben erblickte das Auge eine tausendjährige Sphinx und auf einem geschnitzten Stuhle des „Cinquecento“ lag, — bei Seite gestellt, — ein arabisches Schachbrett; daneben ein maurischer, mit Edelsteinen besetzter Dolch.

In den Nippesschränken sah man neben der römischen Armspange ein kunstreich bemaltes Meßbuch des Mittelalters, und die Schönheit einer römischen Gemme wetteiferte mit einer chinesischen Schnitzerei aus Elfenbein.

Neben solchen unzähligen Einzelheiten eine Sammlung Möbel aus allen Jahrhunderten und Gemälde alter Meister in kunstvollen Ebenholz-Fassungen, die um Hunderttausende erworben sein mußten und das Auge des Künstlers blendeten.

In einem der Hauptgemächer, das noch dunkler erschien als alle übrigen, hing mitten an der Wand ein überaus großer, kostbarer Rahmen aus vergoldeter Bronce. Reinhard fragte nach seiner Bestimmung.

„Sie wissen“, erwiderte Inés, „daß meinen Vater ein fast krankhafter Gedanke verfolgt, einen Künstler zu finden, der meine selige

Mutter malt. Sie liebte die weißen Hyazinthen über alles, und auf ihrem Krankenbett sahen wir sie einst in so überirdischer Schönheit, und dazu duftete die Blume, die sie in ihrer Hand hielt, so lieblich, daß in meinem Vater vornehmlich dieser Eindruck ihrer engelgleichen Erscheinung haften blieb. Es verzehrt ihn das Begehren, ein solches Bild von ihr zu besitzen, und oft finde ich ihn mit gespanntem Gesichtsausdruck vor seinem Schreibtische, mit dem Stifte sich mühend, ihren Kopf zu zeichnen.

Wir besitzen seltsamer Weise nicht einmal das Portrait meiner Mutter aus ihren jüngeren Jahren, viel weniger ein solches Andenken späterer Zeit. — Wer glaubte an ihren Tod?“ — — —

Und es gingen die Tage dahin, und die beiden Menschen zählten bereits jedesmal die Stunden, wann sie sich wiedersehen sollten. Inès ersann immer von Neuem Vorwände, die den Maler ins Schloß zurückführen mußten, und seltsamer Weise fand sie bei ihrem Vater weder Widerstand noch Argwohn.

Als Reinhard eines Tages neben ihr an einem Tische der Bibliothek saß und in alten Kupferstichen blätterte, trat ein Diener ins Gemach und überreichte seiner Gebieterin einen Brief.

Er sah, wie sie die Farbe wechselte, als sie die Handschrift betrachtete, und ein unruhiges Gefühl stieg in ihm auf, als sie zwar den Brief ungeöffnet bei Seite legte, aber von jenem Augenblick zerstreut antwortete und endlich wie ein stummes Wesen, tonlos, neben ihm saß.

Er wollte sie nach der Ursache, gar nach ihrem Kummer fragen, aber die Worte erstarben ihm auf den Lippen.

Es war ihm, als ob sie ihn flehentlich anschaue, wenn er den Mund öffnen wollte, und endlich stand er auf, um sich zu verabschieden.

„Wann darf ich Sie besuchen?“ fragte er ehrerbietig.

Sie besann sich, als ob sie mit sich kämpfe und sagte dann mit gesenktem Blick:

„Kommen Sie jetzt nicht eher zu uns, als bis ich Sie durch ein Billet einlade. — — Verzeihen Sie, daß ich so unumwunden darum bitte. Es hat eine tiefere Begründung. und ich werde — — am meisten dabei — verlieren.“ — — —

Es gingen die letzten Worte wie ein Hauch über ihre Lippen, aber ihm klangen sie, als ob himmlische Botschaft vom Himmel herabfrohlocke.

„Darf ich aber hoffen“, flüsterte er bewegt

und von seinem Glücke fortgerissen, „daß Sie mir ein Plätzchen in Ihrer Erinnerung aufbewahren?“

Bei diesen Worten schien die bisher zurückgedrängte Empfindung sie zu überwältigen. Sie mußte sich mit der Linken auf den sammtbezogenen Tisch stützen, die Rechte legte sich auf die wogende Brust, und statt etwas zu erwidern, sah sie ihn mit einem solchen Blick von zärtlicher Trauer an, daß er nichts mehr begehrte, sich niederbeugte und ihre Hand mit Küssen bedeckte.

Der Herbst rauschte durch die letzten Blätter, welche er unbarmherzig auf die ersterbende Erde schüttelte. Regen und Sturm fegten über Stadt und Land, schon schlossen die Menschen Thüren und Fenster dichter, und schon prasselte hier und dort ein Feuer in den bisher verlassenen Kaminen.

In sich versunken, mit entstelltem Antlitz, — saß Reinhard in einem, in die Ecke seines Atelier's gerückten, alterthümlichen Stuhl und grübelte. Man sah an der planlosen Unordnung und den vernachlässigten und bestäubten Dingen, welche das Gemach erfüllten, daß rege Hände sich schon seit Wochen hier nicht mehr gerührt hatten, oder daß diese Hände nur einen Anlauf zu allerlei ver-

änderlichem Schaffen genommen und dann die reizlose Arbeit muthlos wieder bei Seite geworfen hatten.

Die Brust erfüllt von hoffnungsvollen und glückseligen Empfindungen, war der Maler an jenem Tage nach Hause geeilt. — Er war ein anderer Mensch geworden. Alles war zurückgetreten vor dem einen Gedanken, ihr näher gerückt zu sein!

Aber als die Tage dahinflossen, als Wochen vergingen, ohne daß sie ihn zurückrief, als die nüchternen Erwägungen über ihn kamen, da erschien ihm sein bisheriges Hoffen so thöricht, — ihr Besitz bei dem Reichthum und der Stellung ihres Vaters so aussichtslos, ihr Schweigen deßhalb so begreiflich, daß er muthlos zu verzweifeln begann.

Bald brach er früh mit der ersten Sonne auf und eilte an die Staffelei, um seine Gedanken durch die Arbeit zu tödten; bald holte er den verlorenen Schlaf bis an den Mittag nach, weil er in später Nacht noch die Stadt umkreist, oder den naheliegenden Wald ruhelos durchkreuzt hatte. In mancher Abendstunde schlich er sich wie ein Dieb an dem unter den alten Bäumen verborgenen Schlosse vorbei und warf forschende Blicke hinauf. Aber wie ausgestorben lag es vor ihm

gleich einem Dornröschenpalast. Und wie ein Traum erschien ihm endlich die Begegnung mit ihr und oft griff er sich an die Stirn, ob es denn auch Wirklichkeit gewesen, — ob ihm nicht alles nur geträumt habe. — — —

Der Landesherr ehrte ihn um diese Zeit durch Auszeichnungen, das öffentliche Urtheil würdigte übereinstimmend sein geniales Schaffen, aber ihm erschienen diese Erfolge seines bisherigen Strebens als schwere Lasten, weil Pflichten daraus hervorgingen, denen er genügen mußte.

Für ihn trat alles zurück neben ihr; ihn beherrschte nur die Sehnsucht nach zwangloser Freiheit.

Seinen Freunden wich er aus, denn er fürchtete, daß sie ihn befragen, und daß er sein Geheimniß verrathen möchte. Kaum hatte er hingehorcht, was man von der Familie wisse, in welchen Ehren und Ansehen ihr Vater stehe, welchen Ruf seine Tochter habe. Und doch begehrte er sie, und doch warf er alles, was bisher der Inhalt seines Lebens gewesen, achtlos bei Seite und verzehrte sich in dem einen Gedanken, ihren Besitz zu erringen.

Und dann stieg auch die Erinnerung an den Wunsch ihres Vaters in ihm auf; und bei dem ruhelosen Suchen, ein Anknüpfungsband zu

finden zwischen sich und ihr, erfüllte ihn der Gedanke, wie es sie beglücken würde, wenn er das Bild ihrer Mutter malen könne.

Aber er hatte sie nicht einmal befragt, ob die Verblichene ihr holdes Antlitz getragen, ob der Verstorbenen Züge in ihrer Schönheit neu aufgelebt seien. Und ebenso rasch verwarf er sein Wünschen und seine Absicht, stand auf und wanderte ruhelos umher und zermarterte von Neuem sein Gehirn.

Und so war es wieder heute! Er öffnete die Fenster und schaute hinaus. Der Wind schlug ins Gemach und wirbelte die losen Blätter von seinem Tische auf. Regen benetzte sein Antlitz, und drüben sauste es in den kahlen Aesten der Bäume; Sturm und Nacht gaben sich ein unheimliches Stelldichein. Er schloß das Fenster und fachte die Kohlen des Kamins von Neuem an. Dann setzte er sich an seinen Schreibtisch und suchte in alten Papieren. Er las vergilbte Briefe seiner verstorbenen Mutter; vergangene Zeiten stiegen vor ihm auf, und seine Brust ward erfüllt von wehmüthigen Erinnerungen.

Was jetzt alles überreichlich ihm geworden, hatte sie damals als Ziel aller ihrer Hoffnungen für ihn bezeichnet. Sie hatte es nicht einmal er-

lebt; — — und was sollte ihm das alles heute? — —

Ach! wenn sie ihn nun so sehen könnte, so vereinsamt, so namenlos unglücklich. Er rief nach ihr, er streckte seine Arme aus; — sie blieben leer. — —

Und dann ergriff ihn eine ungewohnte Abspannung; er löste die Kleider und warf sich auf sein Bett.

Einmal wachte er auf, aber er zwang sich zum Schlafe, denn ihn umgaukelte ein süßer Traum, dessen Fäden noch nicht abgesponnen waren. Und die Nacht wanderte mit ihren dunklen und immer heller werdenden Stunden vorwärts, und endlich pochte der neue Tag an sein Fenster.

Der Sturm war verrauscht; in süßer Ermattung lag die Natur von der frühen Herbstsonne beschienen. Er erwachte mit einem glückseligen Schrei, saß aufrecht im Bette und fühlte sich an die Stirn. Und dann sprang er empor und öffnete die Fenster. Leise wehte der frische Morgen zu ihm herein, ihm aber quoll ein Jauchzen aus der Brust und durch die stillruhende Natur drang der Laut seiner frohbeglückten Stimme.

Und nun rückte er in glücklicher Hast alles herbei; — ganz wie in jener Zeit, wo der Rausch

des Schaffensdranges ihn durchglühte, — wo er mit der vollen Begeisterung, — nicht Zeit, nicht Stunde achtend, — die nüchternen Gewohnheiten des täglichen Lebens vernachlässigend, — gearbeitet hatte.

In der Natur holte er sich täglich einen kurzen, frischen Athem und dann gings von Neuem mit brennendem Verlangen an die Arbeit. Die Farben quollen aus dem Pinsel, aber sie verwandelten sich in lauter Schönheit, und anmuthvolles Leben gestaltete sich und wuchs und wuchs, und endlich nach Wochen fieberhaften, drängenden Schaffens stand vor ihm in unvergleichlicher Vollendung, was ihm im Traum erschienen war.

Eine holdselige Frau, in einem weißen Gewande, saß zurückgelehnt an einem purpurnen Vorhang, und ihre matte Hand hielt eine weiße Hyazinthe. Es waren Inés reizende Züge, aber ausgeprägter, schon mit dem Anhauch milden Ernstes, welchen die Erfahrung zeitigt, schon mit dem Ausdruck jener besonnenen Verzichtleistung reiferer Jahre, — aber auch mit dem Anhauch frommer Resignation einer stillen Dulderin.

„Ja! so muß sie ausgeschaut haben!“ rief er, selbst hingerissen von seiner Schöpfung, und der Pinsel, welcher noch eben hier und dorthin ein

kleines Lichtfleckchen auf die Leinwand getupft hatte, flog mit einem seligen Jauchzer abgethan aus seiner Hand.

„Und nun einen Rahmen!“ Er stürmte die Treppe hinab und eilte durch die Gassen. —

Als Reinhard Inés an jenem Tage verlassen hatte, saß sie eine Zeit lang stumm und starrte vor sich hin. Es war ihr, als ob sie in unbesonnener Eile den einzigen Lichtpunkt des Glückes sich selbst verdunkelt habe. — Und dann stieg doch wieder die beängstigende Möglichkeit in ihr auf, daß ihr Verlobter, der ihr in seinem Briefe nun sicher seine Rückkehr meldete, dem Maler begegnen könne, und alles zertrümmert werde, was ihre Hoffnungen leise aufzubauen begonnen hatten.

Sie bebte bei dem Gedanken, Reinhard könne erfahren, daß sie schon an einen Anderen gebunden, und eben so sehr fürchtete sie die Laune des Zufalls, der ihrem Verlobten bei einer Begegnung mit dem Maler verrathen könne, daß ihr Herz ihm erlegen sei.

Endlich öffnete sie das Schreiben und las:

„Theure Cousine!

Wenn Sie diese Zeilen empfangen, rüste ich mich endlich zu der oft verschobenen Heimreise. In kurzer Zeit werde ich bitten, Sie und Ihren Vater wieder begrüßen zu dürfen.

Ich schrieb Ihnen, daß ich Ihnen Mittheilungen machen würde. Sie finden sie in dem Nachstehenden, und ihre Verspätung begründet sich durch die Zweifel, welche immer von Neuem in mir aufstiegen, ob ein geschriebenes Wort im Stande sein werde, in einer Angelegenheit klärend und versöhnend zu wirken, bei welcher die Erneuerung und die Dauer der Achtung, — sicherlich aber „das Lebensglück eines Menschen," — zur Entscheidung gelange.

Ich überwand mein Bedenken, weil ich die Erfahrung gemacht habe, daß es Dinge giebt, die überhaupt besser der Feder anvertraut werden, und daß bei dem „Zweifel" das „Gefühl" entscheiden muß.

Ich bitte Sie inständigst, sich nicht an dem scheinbar geschäftsmäßigen Ton dieses Briefes zu stoßen, um so weniger, als ich mir um Ihretwillen solcherlei Zwang auferlege, der, wie Sie ja wissen, so wenig meinen Empfindungen entspricht.

Und nun bitte ich, Ihnen Nachstehendes sagen

zu dürfen. Meine Erziehung schließt es aus, daß ich einer Dame anders als nach den strengsten Vorschriften höflichster Ehrerbietung begegne, und deshalb schwieg ich, als Sie am Tage unseres letzten Beisammenseins so harte und mich entmuthigende Worte sprachen. Ich war nicht völlig ruhig und fürchtete, irgend etwas zu erwidern, was jene Vorschriften verletzen könnte. Ich bitte um Verzeihung, daß ich Sie durch meine Worte so tief gekränkt habe! Was in der grenzenlosen Erregung jenes Augenblicks und unter dem qualvollen Gedanken: „auf Sie verzichten zu müssen", sich auf meine Lippen drängte, haben Sie, — ich bitte um die Erlaubniß, es sagen zu dürfen, völlig ungerecht gedeutet. Sie zogen aus meinen unüberlegten Worten ohne Weiteres Schlüsse auf meinen Charakter und definirten mir das Wesen der Liebe, um mir meine egoistische Leidenschaft darzulegen.

Aber Sie irren sich, theure Inès, wenn Sie Liebe und Leidenschaft als etwas völlig trennbares gegenüberstellen. Es giebt ein mildes Licht und eine verzehrende Flamme; beide sind dieselben Erscheinungen, nur verschieden angefacht und genährt. Sie sind das Sinnbild der Liebe! Es giebt Zeiten, in denen Licht und Flamme zu-

sammenschlagen. Beide entquellen dem reinen, goldenen Licht der Sonne, und ihre Verschmelzung ist auch in der Liebe der göttlichste Funke, welcher in der Menschenbrust emporspringt.

Sie würden das begreifen, wenn Sie jemals einen Mann so geliebt hätten, wie ich Sie liebe. Sie würden mich dann auch milder beurtheilt haben.

Das zu meiner Rechtfertigung.

Und nun zu dem Ergebniß unserer Unterredung. Ich fühle, daß ich unter dem Verzicht auf Sie mein Lebensglück zerreiße, ja, für immer vernichte, daß es ein lebendiger Tod für mich ist, sie frei zu geben, — aber ich gebe Sie nach Ihrer letzten Erklärung frei, Inés, weil ich Sie mehr liebe, als mich selbst.

Wenn ich auch diesmal, — o zürnen Sie nicht! — eine Bedingung mache, so ist es die, daß auch Ihr Vater die Lösung unseres Verhältnisses mir als wünschenswerth ausspricht. Sie werden diese Rücksicht auf ihn leicht würdigen, wenn Sie sich erinnern, daß sich in unserm Stande die Ehen nicht aus dem Zufall der Neigung allein, sondern eben so sehr aus jenen Erwägungen zusammenfügen, welche bei den Eheschließungen edler Geschlechter von jeher bestimmend waren. Wir sind

die letzten Nachkommen zweier Familien, deren ursprüngliche Begründer aus königlichem Blute stammten, und ich habe dem Grafen, Ihrem Vater, so sehr mein Wort verpfändet, wie er mir das seinige" — —

Schon hatte es in ihrem Herzen aufgejauchzt, denn sie fand in diesen Zeilen mehr, als je ihr Herz zu hoffen gewagt hatte. Aber bei dem Schlußsatz entglitt das Schreiben ihrer Hand. Es war ihr, als ob sich eine blühende Rose unter ihren Fingern in eine Natter verwandelt habe. —

Und Don Manuel kehrte zurück, und sie war entwaffnet durch seinen Edelmuth, entwaffnet durch seine Rechtfertigung, — ach, sie wußte ja jetzt, was brennende Liebe sei, — entwaffnet durch den Starrsinn ihres Vaters, der sich weigerte, das befreiende Wort zu sprechen und auf der Verbindung mit ihrem Verwandten bestand. Und so schwanden auch für sie die Tage dahin in grenzenloser Trauer und verzehrender Sehnsucht. Und derselbe Herbst, welcher drüben die Büsche seines Gärtchens entblätterte, riß auch die Zierden der Baumkronen in dem Parke des Schlosses unbarmherzig zu Boden. — — —

An einem schönen Novembertage stiegen zwei Männer die Treppe zu dem Atelier des Malers hinauf. Es war Reinhard selbst, und der von seiner Reise zurückgekehrte Nachbar der gräflichen Familie, Don Ernesto.

Der frühere flüchtige Verkehr hatte durch den Briefwechsel, welcher das Bild betraf, einen wärmeren Charakter angenommen, und neuerdings hatte Reinhard eine engere Berührung befördert, weil er die geheime Hoffnung in sich trug, er könne Inés in den Räumen seines neuen Freundes begegnen. Der Spanier wünschte nach einem alten Kupferstiche, den er in dem Gewölbe eines Pariser Antiquars gefunden und erworben hatte, ein Gemälde von Reinhard's Hand, und unter dem Gespräch über diesen Gegenstand waren sie an des Malers Wohnung gelangt.

Don Ernesto hatte den Wunsch ausgesprochen, einen Blick in das Atelier zu werfen, und Reinhard hatte bereitwilligst zugestimmt, aber es beunruhigte ihn, daß das Bild von Inés Mutter zwar verhüllt, aber nicht bei Seite gestellt sei.

Während er noch nach einem Vorwande suchte, es den Blicken des Besuchers zu entziehen, fügte es sich, daß ein Bote ihm auf der Treppe nacheilte und ein Billet überreichte.

Stehen bleibend und dieſen nach dem Abſender ausforſchend, war der Spanier ſchon die Treppe emporgeeilt und rief von oben herab, daß er einſtweilen allein das Atelier betreten werde.

Der Ueberbringer des Briefes erklärte, keine Auskunft geben zu können, da er denſelben von einem ihm unbekannten Diener empfangen habe; und plötzlich ſchoß es Reinhard wie ein Blitz durch den Kopf, daß Inés die Abſenderin ſein könne. Er entließ den Boten und lehnte ſich gegen das Geländer der Treppe, denn es flimmerte ihm vor den Augen. Er faßte ſich an die Bruſt, um das Pochen ſeines Herzens zu dämpfen; aber zugleich durchrieſelte ihn neben der Wonne erfüllter Hoffnungen, ein ſolches Gefühl von Zaghaftigkeit, daß er es nicht über ſich vermochte, das Schreiben jetzt zu öffnen,. Er verbarg es an ſeiner Bruſt, und dann, — ſich plötzlich wieder der Umſtände bewußt werdend, — eilte er zu ſeiner Wohnung empor.

Was er gefürchtet, war geſchehen.

Don Erneſto hatte das verhüllende Tuch zurückgeſchlagen und ſtand mit allen Zeichen äußerſter Erregung vor ſeinem Geheimniſſe.

„Woher haben Sie dieſes Bild, beſter Profeſſor? — — Wiſſen Sie, wer es iſt? und daß

Ihnen der alte Graf Palacios jeden Preis für diesen Schatz geben würde? — — Es ist ein unvergleichliches Bild der Gräfin, seiner Gemahlin. Der alte Mann denkt Tag und Nacht keinen anderen Gedanken, als ein solches Gemälde von der Verstorbenen zu besitzen! Welch wunderbarer Zufall! — — Sie geben dem alten Herrn das Leben zurück, und die holde Comtesse Inés wird täglich vor dem Gemälde knien, wie vor dem Bilde der heiligen Katharina — — Nun, woher haben Sie es?" — — —

In Reinhard's Brust schlug bei diesen schnell und wirr durcheinander gesprochenen Worten eine solche Flamme glückseliger Erregung empor, daß er seiner nicht mächtig, — und des fremden Zeugen nicht achtend, — in seinen Sessel fiel, die Hände erhob, und unter den Einwirkungen der rasch hintereinander folgenden Ereignisse sein feuchtes Auge zum Himmel emporschlug.

Denn es giebt Augenblicke in dem Leben eines schaffenden Menschen, wo das Streben nach Vollkommenheit solche Triumphe feiert, daß der Lohn aus der Hand Gottes kaum beglückender gedacht werden könnte.

„Verzeihen Sie," rief der Maler, die Hand des Mannes ergreifend, „daß ich mich vergaß

und den Gefühlen, die mich bestürmten, nicht zu gebieten vermochte! Aber, Freund, was sich mir ereignet hat, übersteigt so sehr die kühnsten Erwartungen eines Menschen, — ist ein so wunderbares Ergebniß einer seltsamen Intuition, daß ich vor ihrer Wirkung wie vor einem unlösbaren Räthsel stehe!"

Und nun ergänzte er dem erstaunt aufhorchenden Spanier, wie er Inés und ihren Vater kennen gelernt, wie oft der Letztere ihm den Wunsch geäußert habe, ein solches Bild zu besitzen, wie die Verstorbene ihm im Traume erschienen, und ihre Erscheinung einen so lebendigen Eindruck in ihm hinterlassen habe, daß er an die Leinewand geeilt sei, um das zu vollenden, was nun zu seiner unbeschreiblichen Freude so vollkommen mit dem lebendigen Bilde übereinstimme. Zugleich bat er ihn, nicht früher von seiner Schöpfung zu sprechen, als es ihm selbst geeignet erscheine, und verschwieg ihm das Geheimniß seiner Liebe, da er den Augenblick noch nicht für geeignet hielt, sich ihm zu entdecken.

Aber es dürstete ihn auch, allein zu sein. Das noch nicht geöffnete Billet brannte auf seiner Brust, und er hielt den Spanier nicht, als dieser

nochmals einen erstaunten Blick auf das Gemälde warf und sich zum Fortgehen rüstete.

„Ich kenne nicht Ihre Gründe, lieber Professor," sagte dieser endlich, die Hand zum Abschiede reichend, „welche Sie bestimmen, dem Grafen vorerst noch das Bild zu verheimlichen, aber das müssen Sie mir versprechen, daß Sie nicht allzulange mehr zögern, denn die Hochzeit der jungen Comtesse steht ja, wie Ihnen bekannt, vor der Thür, und ein herrlicheres Geschenk könnte Graf Palacios seiner Tochter als Hochzeitsgabe nicht bescheeren" — — —

Es war Reinhard bei diesen Worten, als ob sich die Decke auf ihn herabsenke, und sein Herz stillstehe. Jeder Blutstropfen wich aus seinem Angesicht, aber er zwang sich zu einer arglosen Miene und entließ seinen Besuch.

Und dann war er allein. Draußen hüpften ein Paar Vögel auf dem Fensterbrett und pickten gegen das Fenster. Sie suchten Nahrung und wußten, daß man sie ihnen hier reichte.

Aber was scheerten ihn heute die Vögel!

Er riß in der übernatürlichen Erregung mit fibernder Hast das Couvert in Stücke. In das, von einem breiten Goldrand umschlossene Elfen-

beinpapier, war ein Wappen eingegraben. Darunter ſtand ihr Name: „Comteſſe Inés de Palacios.“

Die drei Worte, die ſie ſelbſt mit feſter Hand hinzugefügt hatte, lauteten: „Silence, Patience, Espérance!“

Einen Augenblick ſtand er regungslos; dann raffte er ſich empor.

„Sie liebt mich! Sie liebt mich!“ ſchrie es aus ihm und er riß das Fenſter auf.

Die Vögel waren ängſtlich fortgeflattert!

Aber was ſcheerten ihn heute die Vögel!

Schweigen! Dulden! Hoffen!

Er hatte die Worte ohne Unterlaß geküßt, und das zerriſſene Couvert war ſchon wieder ſorgſam geſammelt, geordnet, und künſtlich zuſammengefügt. Stand doch von ihrer Hand ſein Vorname: „Reinhard,“ auf den zerſtreuten Blättern.

Und immer von Neuem deutete er ſich die drei inhaltsvollen Worte!

„Komme nicht ungerufen, wenn ich dich auch warten ließ! Dulde, denn auch ich dulde! Hoffe, denn auch ich hoffe! Liebe mich, denn auch ich liebe dich!“ Das alles las er in ſtiller Glückſeligkeit, bis die Worte des Spaniers ihn wieder

aufrüttelten und in eine solche Spannung versetzten, daß er in Verzweiflung hinausstürmte, hastig die Stadt durchschritt und erst am Abend, nach langer Wanderung, — geistig und körperlich erschöpft, — zurückkehrte.

So waren einige ruhelose Tage vergangen, bis allerlei Pflichten an ihn herantraten, die keinen Aufschub mehr duldeten.

Er machte sich auf den Weg und klopfte an die Thür eines lang vernachlässigten Bekannten; er suchte unbeantwortete Briefe hervor, die er erledigte, beseitigte die Verwirrung seiner Gemächer, und begab sich an die aufgespannte Leinewand, um das Bild für den Spanier zu beginnen.

Aber in der nun gewonnenen Schaffensruhe traten die quälenden Gedanken von Neuem an ihn heran, er ertappte sich, wie er eines Tages der Leinewand den Rücken gekehrt hatte und an den Fingern die Tage zählte, die seit dem Empfange des Briefes verflossen waren. Die Arbeit hatte keinen Fortgang; nichts wollte gelingen. Seine Gedanken waren weitab, während seine Hand sich rührte; zuletzt warf er alles bei Seite, beschäftigte sich nur wieder mit dem einen Gedanken an sie und beschloß endlich an Inés zu schreiben. Sie hatte ihm Schweigen

auferlegt, aber sollte er den Empfang ihres Briefes mit keiner Silbe erwähnen? Plötzlich erschien ihm diese Unterlassung sogar als Pflichtverletzung, und er eilte zum Schreibtisch, um alles nachzuholen.

Und nun saß er stundenlang und rührte die Feder und zerriß in Stücke, was er eben mit Nachdenken vollendet, begann von Neuem und vernichtete von Neuem, bis er endlich ergebnislos aufsprang und das Zimmer durchmaß. Tausend Bedenken kamen ihm, und wenn er sie beseitigt glaubte, stiegen sie wieder auf. Als er endlich zu dem Entschluß gekommen war, auch nur drei Worte zu schreiben, die aber eine Welt von Inhalt umfassen sollten, war es dunkel geworden, und während er Licht anzündete, fand er auch diesen Gedanken so unausführbar, daß er alle Papiere in die Ecke schob und den Deckel des Tintenfasses schloß. Es trieb ihn hinaus.

Er hatte schon den Mantel umgeworfen und den Hut ergriffen, als plötzlich gepocht ward, und auf sein „Herein“ eine in einen dunkel seidenen Domino-Mantel gehüllte Frauengestalt in der Thür erschien, die in sichtlicher Erschöpfung die Hand gegen die Brust drückte, und nun, —

schwankend und gesenkten Hauptes, — sich an die Wand lehnte.

Und dann schlug eine kleine, weiße Hand den Schleier zurück, — der Mantel löste sich, — und mit einem unterdrückten Schrei stürzte Reinhard zu den Füßen des holdseligen Geschöpfes.

Es war Inés! —

Ein schwarzes, anschließendes Gewand hob die Schönheit ihrer wundervollen Formen. In dem reichen, blauschwarzen, vom Regen benetzten Haar saß eine einzige weiße Rose, in der einzelne Tropfen wie Thränen zitterten. Ihre feinen Nasenflügel vibrirten; die dunklen Augen erschienen heute noch dunkler und leuchteten hervor aus dem bleichen, rührend-schönen Angesicht, in dem zurückgedrängte Scham und angstvolle Erregung ihre Spuren ließen.

Der Maler geleitete das zitternde Mädchen mit stützender sanfter Hand an einen Ruheplatz. Er befreite sie vollends von dem Mantel, rückte geschäftig die Kissen, schob einen Ruheschemel unter ihre kleinen Füße und glich einem sorgsamen Diener, dem ein kostbares, zerbrechliches Kleinod anvertraut ist.

Bisher war kein Wort von Mund zu Mund gegangen. Jetzt aber kniete der Mann neben dem

schönen Geschöpf, berührte ihre Hand, die sie ihm sanft entzog und flüsterte ihren Namen.

„Inés!"

„Ja Inés!" hauchte das Mädchen und Worte wollten sich auf ihre Lippen drängen. Aber sie erstarben in der Brust; ein Thränenstrom quoll plötzlich unaufhaltsam aus den lieben schönen Augen, und ein feines Tüchlein glitt immer von Neuem über das Antlitz.

„Ja Inés!" wiederholte sie endlich noch einmal, allmählich die Sprache gewinnend. „Sie kommt in Dunkel und Wetter, — kommt von Unruhe und Angst getrieben zu Ihnen! — „Schweigen, Dulden, Hoffen!" hab ich Ihnen zugerufen, Reinhard," — er zitterte vor Wonne bei dem Klange dieser Anrede, — „und nun schleiche ich mich zu Ihnen, um Ihnen zu sagen, daß mein Mund nicht mehr schweigen, meine Seele nicht mehr dulden, mein Herz nicht mehr hoffen kann! — — —

Seit einigen Tagen hat mich meine Kraft verlassen, denn ich stehe rathlos vor dem Beschluß eines mächtigeren Willens! Ich war gestern schon vor Ihrer Thür, aber tausend abrathende Stimmen trieben mich zurück; heute schlich ich wie ein Dieb an Ihr Haus, und als ich es betreten wollte, verließ mich der Muth, ich durchwanderte die

nahgelegenen Gassen, um ihn wiederzufinden, und wenn ich zurückkehrte, erhoben sich dieselben abmahnenden Stimmen, — und eines Entschlusses unfähig, — betrat ich von Neuem den Weg, den ich verlassen hatte. Und dazu beschlich mich die Furcht, daß man mich bemerken möge, — daß man meinen Eintritt zu Ihnen beachte, — daß es zweifelhaft sei, ob ich Sie ohne Zeugen würde sprechen können, — ach! und daß ich überall etwas zu thun, im Begriffe stehe, was so sehr gegen die Vorschriften der Sitte verstößt, in denen ich auferzogen wurde, und was zudem — — so sehr meinem Gefühl wiederstrebt" — — —

Hier stockte sie, sie zitterte; der Mann neben ihr aber, der athemlos ihr gelauscht und in verzehrender Pein jedes Wort von ihren Lippen gesogen hatte, war so erregt, daß es ihm heiser aus der Brust drang, als er nun flüsterte:

„Was es auch sei, was Sie zu mir führt, Inés, — dieser Augenblick entschädigt mich für alle die Qualen, die ich nun seit Monden erlitten! Ich sehe Sie wieder! Ich höre den Klang Ihrer Stimme; neues Leben durchdringt mich! Ich fühle nur ein unsagbar glückseliges Gefühl mein Inneres durchströmen; ich frage nicht nach Vergangenheit

und nach Zukunft; in meiner Bruſt hat nur ein Gedanke Raum:

„Sie haben mich nicht vergeſſen!“

„Nein, Reinhard,“ ſagte das Weib, und überirdiſche Liebe verklärte ihr Antlitz. „Ich habe Sie nicht vergeſſen! Und noch mehr! Mein Mund log, wenn ich Ihnen ſagte, daß mein Gefühl ſeine abrathende Stimme erhob! Deßhalb zerriß auch mein Herz den Satz, der bereits auf meinen Lippen ruhte. Nein, nicht mein Gefühl widerſtrebte, denn grade dieſes trieb mich, zu Ihnen zu eilen, vor Ihnen mein Herz auszuſchütten, Sie noch einmal zu ſehen, und Ihnen für ewig Lebewohl zu ſagen.“ — —

Sie ſah zu ihm empor; jetzt zuckte grenzenloſe Trauer um ihre feſt zuſammengepreßten Lippen; ſie ſchluchzte. —

Dem Manne war das Haar über das bleiche Angeſicht geglitten, und in ſeinem Auge irrte bei dieſen Worten ein ſolches Gemiſch von ſtummer Liebe und verzweiflungsvollem Leid, — eine ſo grenzenloſe Trauer veränderte ſeine edlen Züge, daß ſie unwillkürlich ſeine Hände ergriff und ihn an ſich zog.

Aber nur weinende Laute zitterten in ihrem Munde, und ein heißer Quell glitt durch die

elfenbeinenen Finger, als sie ihn nun wieder ließ und zurücksank.

Die Scham, — jene vornehme Hüterin verstohlener Liebe, — kam plötzlich über sie, und sie wehrte ihm, als er im Uebermaaß seiner Qual sich zu ihr hinabbeugte und sein Mund ihr dunkles Haar berührte. — In der Erregung hatte es sich gelöst und fiel auf die feinen Linien ihres Nackens, ihre Brust hob sich, und es wogte unter dem dunklen Spitzentuch, auf das ihre Linke gepreßt war.

Dann aber raffte sie sich auf; und die Zeit verrann, und sie flüsterte ihm zu, was sie geduldet und gelitten habe, und wie nun, auf Befehl ihres Vaters, der Tag ihrer Vermählung festgesetzt sei.

Aber während dieses oft von neuem Thränenstrom unterbrochenen Erzählens hatte er noch immer nicht aus ihrem Munde gehört, daß sie ihn liebe.

Und doch war es grenzenlose, sehnsüchtige Liebe, die sie, in Nichtachtung aller herkömmlichen Gesetze zu ihm getrieben; — doch war es vertrauende Liebe, die sie an seine Seite fesselte und ihren Mund reden ließ, — doch war es zärtliche Liebe, die ihre Hand aus der seinigen nicht zu trennen vermochte, — die ihren Fuß an seine Schwelle

bannte; — doch war es entschlossene, leidenschaftliche Liebe, — die ihre Bedenken betäubte, ihre Angst besiegte und nun, in dem Rausche des Zusammenseins, sie Ort und Zeit vergessen ließ.

Aber sie war gekommen, um von ihm zu scheiden, ihm für ewig Lebewohl zu sagen! Und als sie sich nun erhob und ihm mit einem ersterbenden Blick die Hand reichte, da stürmte es durch seine Brust, es einmal aus ihrem Munde zu hören, und gleich dem drängenden Frühling, welcher die Eisschollen sprengt und die gebannte Flut aus der Tiefe befreit, schlug es in ihm empor. Er glitt an ihrer Gestalt zur Erde und rief:

„O sag es mir nur einmal mit Deiner süßen Stimme, Heißgeliebte, daß Du mich liebst! O sprich es aus, wonach mein Herz in Fiebern brennt“ — — — —

Da neigte sich das Weib, wie ein vom Himmel herabgestiegenes überirdisches Geschöpf zu dem Manne herab; in ihren Augensternen brannte heiße Liebe, kleine, fiebernde Hände glitten in sein verworrenes Haar, ihre Gestalt drängte sich in süßer Erregung an seine knieende Gestalt, ihr sanfter Athem wehte über seine Stirn, und sie flüsterte:

„Du weißt es ja! Ich liebe Dich!

Und ich werde Dich lieben, so lange dieses Herz schlägt, mein Auge Thränen vergießen, — mein Mund Deinen Namen sprechen kann" — — — —

Und nach diesen Worten wich auch die künstliche Fassung, und sie duldete es, daß er emporsprang, sie umschlang und küßte, und ihre Herzen loderten zusammen. — — —

Aber als nun Stunde auf Stunde verrann, und der Abend sich seinem Ende neigte, riß sich Inès gewaltsam empor und legte ihre Hand zum Abschied in die seinige. Und doch war nichts anderes von Mund zu Mund gegangen, als daß sie sich liebten, und in den fliehenden Stunden gab es keinen Augenblick, in dem ihr Glück ihnen Zeit ließ, die Zukunft zu überlegen.

„Ich muß meines Vaters Befehl folgen!" stöhnte immer von Neuem ihr geängstigtes Herz. „Und ich verbiete es Dir!" rief der Mann in der Seelenangst, das zu verlieren, was auf Erden und im Himmel für ihn seines Gleichen nicht hatte.

Und dann kam ihm plötzlich ein Gedanke. Er verließ sie und eilte ins Atelier. Er rückte das Bild von der Wand und stellte es in Mitten des Gemaches. Und er holte herbei, was sein Hausvorrath vermochte, und umgab das Gemälde

mit einem so hellen Glanz, daß das wunderholde Bild aus dem Rahmen hervorzutreten schien. Und dann öffnete er die Thür, und indem er ihre zärtlichen Augen mit seinen Händen bedeckte, geleitete er sie an das leuchtende Wunderwerk.

„Schau empor!“ sagte er; sie erhob die Augen, und ein Schrei entfuhr ihrer Brust. Denn sie erblickte ihre geliebte Mutter, die ihr gütig zulächelte, und der schmeichelnde Duft der Hyacinthe schien durch das Gemach zu wehen.

„Und dieses Bild gehört Dir?“ rief sie hingerissen. „Und woher nahmst Du es?“ — —

„Ich weiß es nicht, Geliebte! Es sprang auf in mir, da ich an Dich dachte. Und ich dachte an Dich Tag und Nacht, — zu jeder Stunde, — bei jedem Athemzuge! All mein Sinnen und Trachten stand nach Dir; und Dich immerdar mit ewigen unlöslichen Banden zu umschlingen, sann ich, und ich knüpfte tausend Fäden, und dieser eine wuchs und wuchs. Und allgemach ward alles Uebrige in meinem Innern verdrängt; jeder andere Gedanke verzehrt von dem einen: Dich enger an mich zu fesseln.

Und plötzlich, in einer Nacht, stieg aus dem dunklen, ringenden Nebel meiner Vorstellungen das sehnsüchtig erwartete Bild empor, erschien mir

im Traum, und blieb unauslöschlich meiner Seele eingegraben."

„Das war die Geisterhand meiner Mutter!" rief das Mädchen, wie verklärt gen Himmel schauend. „Und nun, Reinhard, — nach diesem sichtbaren Zeichen einer göttlichen Fügung, kann uns nichts mehr trennen." — —

Noch einmal schaute sie auf das Antlitz ihrer Mutter. Und es schien ihr, als ob sich das Haupt der Verstorbenen sanft zu ihr neige und ihr beipflichte; — in ihrem Auge aber jener Ausdruck aufleuchte, mit dem sie bei Lebzeiten immerdar an ihrem Glücke liebevoll theilgenommen.

Und dann umschlang sie in einem Gemisch von überströmender Bewunderung vor dem Schöpfer solches Wunderwerkes und in leidenschaftlicher Liebe noch einmal den neben ihr stehenden Mann, in dessen Brust alle Wonnen auf und ab wogten, die in dieser Welt das neidische Glück einem Irdischen zu gewähren vermag, und flüsterte: „Nun bist Du mein Herr geworden, Reinhard!"

Inés Nachbar, Don Ernesto, war ins Vertrauen gezogen, und als das Ergebniß gemeinsamer Ueberlegungen war beschlossen, das Bild in

des Grafen Zimmer zu schaffen. Wenn dann sein Herz bei dem Anblick seiner dahingeschiedenen Frau schmelzen werde, dann wollten sie herbeieilen und sich ihm entdecken.

Es gelang in der That durch Verständigung mit der Dienerschaft, welcher die tieferen Gründe verborgen blieben, das Gemälde am Spätnachmittage ins Schloß zu schaffen, und der nächste Morgen war ausersehen, eine Entscheidung herbeizuführen. Denn, daß Don Manuel verzichten und ritterlich Wort halten werde, wenn Inés Vater ihn um Entbindung seines Wortes ersuchen würde, dessen war Inés sicher und darauf baute sie.

Je näher der Zeitpunkt der Vermählung gekommen war, um so entschiedener hatte der alte Graf darauf bestanden, daß Inés sich seinem Willen füge. Seinem Verwandten hatte er erklärt, daß er nicht daran denke, ihn seines Wortes zu entbinden, und er hatte jede weitere Erörterung über den Gegenstand so kurz abgeschnitten und seine Verbindung mit Inés als eine so unumstößliche Abmachung hingestellt, daß Don Manuel seine Sache als gewonnen betrachten mußte.

Seit geraumer Zeit war er fast täglicher Abendgast in dem Schlosse, und seine zarte Zu-

rückhaltung und höfliche Ehrerbietung flößten Inés Mitleid ein. Ja, seine Rücksicht ging so weit, daß er die Einzelheiten seiner Verbindung nur mit ihrem Vater besprach und einen gleichsam entschuldigenden Blick auf sie richtete, wenn sie zufällig bei solchen Erörterungen ins Zimmer trat und Zeuge des Gespräches wurde.

Als er heute aufbrach und nach seiner Gewohnheit ihre Hand berührte, fühlte er, wie sie zitterte. Er schlug überrascht das Auge empor und sah ihr ins Antlitz.

Den alten Grafen hatte die Müdigkeit überwältigt; er lag friedlich schlummernd in seinem Lehnsessel am Kamin, in dem große Holzscheite ein lohendes Feuer emporsandten, das der draußen tobende und durch den Schornstein fegende Sturm ab und zu ins Gemach schlug.

„Wir wollen Ihren Vater nicht wecken!“ sagte Don Manuel rücksichtsvoll und leise auftretend. „Leben Sie wohl“ — — —

Noch einmal faßte er ihre Hand. In dem hohen, melancholischen Zimmer schien es wie ausgestorben. — Der alte Mann lag wie in einem verzauberten Schlaf; es knisterte nur leise drüben in den feuchten, dampfenden Buchenholzscheiten im Kamin; ein Hauch des scharfen Rauches durch-

drang das Gemach und vermischte sich mit dem beängstigenden Duft des abgeschlossenen Raumes.

Einen Augenblick standen sie regungslos und beide durchrieselte eine stumme Qual.

In diesem Augenblick hörte man den Wind, der stärker aufgekommen, draußen durch die Parkbäume sausen.

Nun brach er, — gleichsam aufgerüttelt, — das Schweigen.

„Sie sagten mir nicht, daß Sie meinen Brief erhalten hätten, Inès? — Habe ich Ihre Achtung wieder gewonnen?“ — —

Sie senkte das Auge, nickte leise mit dem Kopfe und raunte ein Ja.

Aber es war nur, als ob der eben vorübergerauschte Sturm eine Blume unfreiwillig geknickt habe.

„O beseligendes Wort!“ — flüsterte der Mann hingerissen von hoffendem Glück, und wollte sie sanft umschlingen.

Aber sie wich unmerklich von ihm und sagte: „Ja, Don Manuel, ich achte Sie! Aber so wahr draußen der Sturm weht, der auch mein Inneres durchwühlt, so unabänderlich ist auch mein Entschluß: nicht Ihr Weib zu werden.“ — —

Und indem sie nun ihr flammendes Auge auf

ihn richtete, fuhr sie fort: „Aber Sie wissen auch, daß das Wort eines Palacios nicht ist wie das Wehen eines Windes, der launenhaft kommt und geht, — ohne Ursprung und Ende! Sie wissen, daß ein Palacios eher stirbt, als sein Wort bricht! Und so schwöre ich Ihnen denn heute, daß ich lieber sterben werde, als die Ihrige werden, — denn, Don Manuel, — es sei Ihnen gestanden, und ich flehe zu Ihnen, daß Sie es hören, als ob eine Schwester ihr Herz an der Brust eines Bruders ausschütte, —

Ich liebe einen Anderen!"

Und dann Todtenstille! Auch draußen in der erregten Natur. Es schien, als ob das Schicksal Athem hole, um sich zu etwas Furchtbarem aufzuraffen. — —

Don Manuel stand wie ein Lebloser und neben ihm, wie ein Marmorbild, das Mädchen. — — — —

Endlich beugte sich der Mann, der aus jenen Geschlechtern hervorgegangen war, auf deren Fahnen einst die stolze Devise geschrieben stand: „Tout est perdu fors l'honneur!" auf ihre Hand herab und flüsterte ein ersterbendes: „Renuncio" — —

Da flog es über das Angesicht des Mädchens wie Frühlingswehen, und gleich einer dienenden

Magdalena glitt sie neben ihm auf die Knie und benetzte seine anfänglich widerstrebende Rechte mit Thränen und drückte einen sanften Kuß des Dankes auf seine Hand.

Die Decke des dumpfen Gemaches schien sich plötzlich zu heben, und blendendes Licht in die Räume zu fluten! Und doch drangen nur dankbare Strahlen aus dem Auge eines dürstenden, aber verzichtenden Menschen, der sich genügte mit einem Tropfen, der seine Lippen benetzte, während sie die vollen Eimer der Wonne in ihren Händen hielt! — —

„Einen Kuß! Einen einzigen! Den ersten, — den letzten!“ — — Und sie küßten sich wie scheidende Geschwister und er ließ sie!

In der Thür stehend, wandte er sich noch einmal zu ihr, sah sie mit einem schmerzensreichen Blicke an, winkte, und verließ das Gemach.

An einem wundervollen Sommertage standen auf einem jener sanftaufsteigenden Hügel des lieblichen Harzes, dessen Fernsichten schon so oft ein Menschenauge entzückt haben, ein Mann und ein Weib und hielten sich umschlungen.

Die Welt vor ihnen ging zur Rüste, und nur an einer kleinen Wolke, die einem an den Felsen

geklebten und unter dem Grün fast versteckten Häuschen entstieg, — nebenan glitzerte der Waldbach, und man meinte ihn rauschen zu hören, — erkannte man menschliches Leben.

„Wir wollen hier oben in Gottes Tempel für Manuel beten, Reinhard!' sagte das Weib, löste ihren Arm und faltete die Hände. „Denn in Wahrheit ist er nicht nur für sein Vaterland, er ist für uns gestorben. Er hat den Tod gesucht" — —

Und dann beugte der Mann sein Haupt. Und eine heilige Trauer ging über seine edlen Züge, als sie ein frommes Gebet murmelte, das der leise Abendwind auf seine Schwingen nahm und zu Gottes Thron emportrug. —

U. B. C. Paulsen.

Er hieß U. B. E. Paulsen, betrieb ein Cigarrengeschäft und bewohnte als Miether ein kleines, unserm Hause angefügtes Ladenhäuschen. Auf einem unförmlichen Schilde stand in riesiger, goldener Schreibrundschrift sein Name. Er gehörte zu den Menschen, über die alle Welt lacht, ohne daß sie es selbst merken, und so geschah es auch, daß der Volkswitz die drei Buchstaben seiner Firma aufgriff und ihn schlichtweg nur „U. B. E." nannte. Und das paßte; alle Klügelei hätte nichts Besseres ersinnen können.

Auf stets einwärts gekehrten Beinen saß ein kleiner, sonderbarer Körper. U. B. E. hatte einen gewaltigen Brustkasten, der aussah wie ein geöffneter Heiligenschrein, denn er trug weitausgeschnittene Westen, breite, weiße, seitwärts hervorquellende Hemdkragen und noch weiter abstehende, zurückgeschlagene Röcke. Unter der Brust verlor es sich dagegen zu einem Nichts. Bauch und Magen

schienen in die Beinkleidertaschen gerutscht zu sein. In diese pfropfte er seine Schlüsselbunde, Messer, Geldtaschen, Kämme und Schnupftücher, und das alles zusammen blähte sich mächtig auf. Er hatte ein rothes fröhliches Gesicht, und die Geister seiner guten Laune trieben sich sichtlich auf den runden Backen und dem stets weit geöffneten Munde umher. Er grinste, während andere lachen, und zeigte dann die schlechtgeputztesten Zähne der Welt.

U. B. E. war eine echte Krämerseele; die Unterwürfigkeit gegen Vornehme hatte er eben so gut mit der Mutterbrust eingesogen, wie herablassendes Wesen gegen kleine Leute.

Sein bester Kunde war er selbst; er rauchte den ganzen Tag, und wenn er Morgens vor der Ladenthür seiner Bude stand, vertheilte er seinen „Guten Tag" wie ein Fürst seine Orden.

Gemüsefrauen, Boten, Dienstpersonal, kurz kleine Leute, begrüßte er mit ihrem eigenen Namen. Er legte seine Herablassung in den Ton, indem er in hüpfender Weise die erste Silbe accentuirte. Gnädig winkend rief er: „Ohlsen! Hansen! Türen!" Das hieß so viel, wie: „Guten Morgen, Mutter Ohlsen! Ich sehe, daß es Dir gut geht! freut mich! Laß's so bleiben! — Ich bin Dir wohlgeneigt!" — —

Der zweiten Classe Menschen, — Leuten, die sich ihm gleich stellen wollten, welche er aber in der auf- und absteigenden Linie geistiger Entwickelung von der Auster bis zum Affen höchstens unter die Kälber einreihte, rief er ein kurzes „Morgen" zu. Dieses „Morgen," dem das Adjectiv verloren gegangen war, — stattete er mit einem „r" aus.

Die dritte Classe aber erhielt zwei „r." Es drückte sich schon größere Achtung in dem langgezogenen Morrgen aus. Es waren besser-situirte Bürger und kleine Beamte, die Tabak rauchten, aber nicht zu seiner Kundschaft gehörten, und denen daher höflich zu begegnen die geschäftliche Klugheit erheischte.

Einen „Guten Morgen" mit achtungsvoller und anmuthiger Senkung des rothen Kopfes, widmete er Magistratspersonen und anderen angesehenen Persönlichkeiten der Stadt, während er mit einem „Ganz gehorsamer Diener!" — gebeugten Hauptes, mit herabhängenden Armen, und bei Seite gesteckter Cigarre, sich vor den höheren Beamten und dem Adel unsers Städtchens demüthigte.

„Stark, oder leicht?" hörte ich ihn beim Verkaufen fragen. Es war sein größter Sprachschatz,

dem er dann noch mit ehrlichster Ueberzeugung hinzufügte: „Kann ich Ihnen aufrichtigst empfehlen!“

Am Ende war er nicht besser und nicht schlechter, als anderes Menschenvolk, aber er war ein eitler Narr, ohne Selbstbeherrschung. Es gab nur eine Person, vor der er wirklichen, unbedingten Respect hatte, bei der sein eigenes „Ich“ sich bescheiden wartend an die Thür stellte; es war meine Mutter.

Nur zu oft gerieth er, ohne vernünftigen Anlaß, in Zorn und kündigte die Miethe. Mein Vater besaß eine ganze Sammlung von Kündigungs-Schreiben, die U. B. E. stets selbst in unserer Wohnung abgab:

„indem es nun mein fester Wille ist, unter den mir mehrfach angebotenen Wohnungen eine bessere zu wählen, als in welcher ich die Ehre, aber nicht das Vergnügen habe, mich zu befinden“, schrieb er, wenn ihn sein boshafter Dünkel befiel.

Es war dies einer seiner stehenden Sätze.

Eines Tages, — es war an einem Sonntage, — trat der uns und ihm gegenüber wohnende Buchbinder in sein Geschäft und schob nach seiner Gewohnheit, — ohne weiteren Zusatz, — einige Schillinge über den Ladentisch.

Dies bedeutete für einen Kenner: „Ein Viertelpfund FF. Portorico!“, eine Sorte Rauchtabak, welche der Mann des duftenden Kleisters sich jede Woche einhandelte.

Aber U. B. E. schaute kaum auf und rannte wie ein Besessener in seinem Laden umher.

„Ik hev se noch vör'n lütt Stünn hatt! Ach wat segg ik! Vörn halve Stünn“. —

Der Buchbinder schaute ihm erstaunt zu, und auf wiederholtes Befragen, was ihn denn eigentlich errege, rief U. B. E.: „Min Mütz! — Ik hev min Mütz verleggt“ — — —

„Du hest se je up'n Kopp, Minsch! Na, bis Du abers en Dämelfritz!“

U. B. E. griff überrascht an den Fundort; aber beinahe wäre er gegen seinen Erretter aus der Noth handgreiflich geworden.

„Dämelfritz? Sonne Ausdrücke verbitte ich mir!“ rief er wüthend. „So wat kannst Du din Lehrjung an de Kopp smieten, abers mi nich — Versteihst Du mi?“ — —

Der Buchbinder ging erzürnt davon; und als nun der Cigarrenhändler sich überlegte, daß er durch diese grobe Begegnung einen Kunden verlieren könne, übte er seine Wuth über sich selbst an den Thüren aus. Er schlug sie so hart zu,

daß der Kalk von den Wänden fiel, und verursachte ein solches Getöse, daß meine grade durch die Flur schreitende Mutter in seinem Laden erschien. Es gab eine erregte Scene, — welche diese mit den Worten schloß:

„Sie sollten sich schämen, Paulsen! Sie sind wirklich ein rechter Esel!“

Hatte ihm schon die Charakterisirung des Buchbinders nicht behagt, so gerieth er über diesen Titulatur-Vergleich mit einer ihm äußerst verhaßten Thierklasse völlig außer sich, und schon nach einer Stunde erschien der übliche Kündigungsbrief.

Als ich ihn am Nachmittage besuchte, — denn ich stand mit meinen erhabenen Gefühlen als Quartaner solchen Zerwürfnissen völlig unbefangen gegenüber, — war er so zahm, daß man ihn um den Finger wickeln konnte, und er sagte in einem zärtlichen Tone:

„Du, Felix', Deine Mama! Nein, das ist doch eine zu süße Frau!“

Ich besuchte ihn übrigens oft, und das hatte sehr praktische Gründe.

Die Cigarren, welche sein Gehülfe in einem kleinen Zimmer hinter dem Laden drehte, lagerte

er zum Trocknen auf dem Boden seiner Bude. Hierher mußte ich ihn oft begleiten.

Wir kletterten an einer Leiter empor, öffneten die nach dem Hofe gehende Luke, die uns Einlaß gewährte und Licht verbreitete, und dann begann in gebückter Stellung das Zusammenlegen von neun und neunzig Cigarren für die bereitstehenden Kisten.

Ich hatte nur abzuzählen; er schnürte sie in Bunde, indem er sie mit einem gelb- oder roth-seidenen Bande umgab, und er fügte selbst, — (so sagte er mir), — die hundertste hinzu.

Das war seine Kunst. Aber das war auch sein Geheimniß für meine Arglosigkeit, daß er in Wirklichkeit diese hundertste nicht mit einschnürte, sondern für sich behielt, und somit das ganze Jahr kostenlos rauchte und seine Kundschaft betrog.

Aber so hin und wieder eine Cigarre zu stibitzen, reizte auch mich schon wegen der Gefahr. Bei Knaben ist dies zwar kein Hang zum Stehlen, es ist die wagende Klugheit, die noch auf falschen Fährten geht, aber wir „plünderten" doch immerhin gemeinsam nach bester Spitzbuben Manier.

Nun schwebte ich in Todesängsten, daß meine Diebstähle einmal entdeckt werden könnten, und als wirklich eines Tages ein Kunde erschien

und eine fehlende Cigarre nachwieß, zitterte ich vor Angst, da ich überzeugt sein mußte, daß mein Raub in Frage kam!

U. B. E. war auf solche Fälle vorbereitet. Indem er die gestohlene hundertste mit größter Bereitwilligkeit ergänzte, murmelte er allerlei von: „unzuverlässigen Lehrlingen", „alles selbst thun", „jeden Quark selbst beaufsichtigen müssen" 2c. 2c. zwischen den Zähnen, und bat höflichst um Verzeihung wegen dieses, übrigens bisher noch nie vorgekommenen Falles!

Eine geradezu qualvolle Nacht voller Sorgen verbrachte ich, als U. B. E. eines Tages im Rausche beim Schützenfeste dem Buchbinder seine Kunst anvertraute: „wie man das ganze Jahr kostenlos rauchen könne," und dieser mir dies einfache und hübsche Verfahren mittheilte.

Meine Phantasie malte mir aus, wie einer der geprellten Kunden drohend vor dem Ladentisch stand, zwei Cigarren als „wiederholt fehlend, reklamirte", und gerichtliche Anzeige in Aussicht stellte!

Ich hatte damals gerade Schiller's „Räuber" gelesen; und ich sah nun U. B. E., — in den Hauptmann Karl Moor verwandelt, — bereits

vor mir, wie er drohend die Hand ausstreckte und mir, wie einst Schusterle, zurief:

„Fort, Ungeheuer! Laß Dich nimmer unter meiner Bande sehen!“

Ich zitterte wochenlang!

Dieser Zwischenfall aber ließ mich doch mein ganzes Unrecht erkennen; ich schämte mich und ward wieder ehrlich.

„Weßhalb heiraten Sie eigentlich nicht, U. B. E.?“ fragte ihn eines Tages einer seiner Freunde. Ich saß neben der Schrottabak-Tonne, die gleich am Eingang stand, und half ihm abzählen.

Er hielt bei dieser Frage einen Augenblick mit seiner Arbeit inne und sagte:

„Neun und vierzig! Fünfzig! Ich bin zu alt, Türen!“ — —

„Was, Sie sind schon gegen fünfzig Jahr, Paulsen!?“

„Ne, ne! Neun und vierzig, fünfzig, ein und fünfzig — — — Ik tell ja de Schrottabak — — En ole Fru is niks, Türen; — en junge Fru, — hm! — so wat vun — zwei und fünfzig, drei und fünfzig — — —

„Na, de is doch nich jung mehr", — unterbrach ihn Türen abermals.

„Ach dumme Tüg! — — En junge Person vun — — Wie viele hast Du, Felix? — — vun söben und twintig Jahr, wenn ik de kriegen kunn, abers so en vun. — — zusammen also ein hundert und fünf und zwanzig, Felix! — wat wull ik seggen, vun söben bit acht un twintig, de nimmt mi nich" —

„Ik wuß en Fru för Di, U. V E.! Hett ok veel Geld." — — —

Wir horchten beide auf, dann hielt ich, weiterzählend, mit der Arbeit inne.

„Immer munter, Felix! Es sind noch viele in der Tonne, wie?"

Ich guckte hinein und nickte.

„Wo veel hett se denn?"

„Wenn ehr Mudder starvt, arft se tein dusend Dahler." — —

„Na, starvt de bald? Wo old is se? Negentig! En un Negentig" — —

„Ach! wo denkst Du hen?"

„Wat denn?"

„Negentig Jahr? So old is se lang nich." —

„Ach wat! Unsinn! Ik tell ja! — — Wo old is se?" — —

„Na, en dre Stieg Jahr" —

„Ne, de Junge meen ik" — —

Nun begannen sie zu zischeln und zuletzt zog U. B. E. Türen in sein Privatzimmer.

Und von diesem Tage ging der Cigarrenhändler auf Freiers Füßen.

Die U. B. E. zugedachte Frau war ein Mädchen in bereits vorgerückten Jahren.

Wenn sie mit ihrer Mutter, der verwittweten Frau Revisor Strumpf, auf der Straße erschien, hätte man glauben mögen, es sei der Inhalt einer Komodenschublade aus dem vorigen Jahrhundert ausgekramt worden. Dazu hatten sie beide den blassen Stuben-Teint alter Nähmamsell's und schienen eher einem Museum anzugehören, als der heutigen lebenden Zeit.

„Die Alte sieht aus wie eine Normal-Inquisitions-Hexe!" sagte einer meiner Schulkameraden, „und die Junge übt sich, eine zu werden". In der That hatten beide verdrehte und die Mutter auch noch entzündete Augen.

Lucien's linkes irrte suchend auf der Erde, als ob sie mit dem schatzgräberischen Blick auf die Welt gekommen sei, während ihr rechtes gen oben gerichtet war, gleichsam, als ob sie des Himmels Segen für dieses Werk erflehen wolle.

Eine zweite unverheiratete Schwester mit einer dunkel gefärbten Nase, die zwischen zwei wasserblauen Augen saß, hatte einen zu kurzen, schlenkernden Arm. Gleichsam als ob er nur vorübergehend aus einem Mustersortiment zur Probe angeklebt sei! So sah er aus! Diese besorgte das Hauswesen und kam nie zum Vorschein.

Nein! schön war die Familie Strumpf nicht, aber sie hatte Geld.

U. B. E. hatte mich ins Vertrauen gezogen. Er hatte das Bedürfniß, sich auszusprechen, und ich war ihm ausreichend, weil ich nach seiner Ansicht aus feinerem Teig geknetet war, als sein eigentlicher Anhang.

Eines Tages saß er auf seinem Ladentisch und ließ die Beine baumeln. Er war guter Laune und redselig.

„Hübsch ist Fräulein Strumpf nicht, Felix" —

„Welche meinen Sie?"

„Na nu, die junge natürlich."

„Es geht an!"

„Mag Mama sie leiden?"

„Ich glaube nicht" — —

„Weßhalb nicht, Felix?"

„Sie sollen alle sehr geizig und unsauber sein" — —

„Du lieber Himmel! Unsauber? Das weiß ich nicht, — glaube ich nicht — — aber daß sie ihr Bischen zusammenhalten“ — — —

„Gute Familie! Felix! Der Vater war Hülfs-Kassen-Revisor in der Regierung. — Sie ist die Tochter von einem Pfennigmeister aus der Marsch! Fette Gegend!“ — —

„Merkt man nicht“ — — — platzte ich heraus.

„Das ist vornehm, Felix! Das verstehst Du nun wieder nicht! Hast Du schon einmal eine fette Gräfin gesehen?“

Ich schüttelte mit dem Kopfe. Eine fette Gräfin hatte ich noch nicht gesehen.

„Und gebildet sind sie alle! Und kirchlich! Lucie ist Mitglied vom Missionsverein! Sie hat im vorigen Jahre zwanzig Dutzend Strümpfe für Negerkinder vorgestrickt.“

„Das ist viel“ — sagte ich, und malte mir alle die schwarzen Teufel in Luciens Strümpfen aus, aber auch die doppelten Farben, weil sie sie nur vorgestrickt hatte. — — — —

„Der Bruder ist pensionirter Oberschleusen-Aufseher in Kiel. O, der Mann steht sich gut! Er hat jetzt achtzig Thaler jährliche Pension.“ —

Ich sah die achtzig Thaler aufgezählt, und den

Oberschleusen-Aufseher mit emporgestreiften Aermeln in all dem Gelde wühlen. Ich war ganz hin.

„Also Du meinst, daß Deine Mama Lucie nicht leiden mag?“ wanderten U. B. E's Gedanken wieder zurück.

„Nein, gar nicht!“ erwiderte ich mit Ueberzeugung.

„Sie kennt sie nicht, Felix.“ — —

„Doch!“ Sie hat uns neulich erzählt, daß Lucie mit dem Posaunenbläser von der Stadtmusik verlobt war. Aber als er einmal auf den Rathhausthurm stieg, ausglitschte, ein Bein brach und eine Lähmung behielt, hat sie ihn als Bräutigam abgeschafft.“

„Na, — am Ende,“ — sagte U. B. E. und sortirte Cigarren auf dem Ladentisch.

„Sie meinen?“

„Ich meine, den Posaunenbläser von der Stadtmusik, den würde ich auch nicht heiraten.“ — —

„Weßhalb nicht?“

„Na, ich meine wegen des ewigen Uebens auf dem Instrument! Das greift schrecklich an! Aber gleichviel! Willst Du mir einen Gefallen thun, Felix?“

„Ja, gerne“ — —

„Bring mal diesen Brief zu Strumpf's hinüber!“

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

„Aber!“ — — — Er legte den Finger auf den Mund.

„Warte!“ ergänzte er, als ich mich schon in einen Liebesboten verwandeln und wegstürzen wollte.

„Ich will ihn Dir einmal vorlesen.“ — — —

„O ja!“ — sagte ich und setzte mich auf den Rand der Rolltabak-Tonne.

U. B. E. räusperte sich; und noch einmal auf die Straße guckend, ob auch Kundschaft nahe, — begann er:

Fräulein Lucie Strumpf.

Hoch- und Wohlgeboren.

Von anderer Seite werden Sie vielleicht erfahren haben, daß eine Verehelichung bei mir festbeschlossene Sache ist. Mein Geschäft geht gut und nur eine Frau fehlt in mehreren Theilen. —

(Ich stutzte bei dieser Wendung.)

In einem Theile ist es das alleinstehende, das übrige: Hände in Küche und Keller, mag liegen bleiben, obwohl das Speisehaus mit Wurst und Kohl, und Kohl und Wurst auch zum Uebel wird.

Das alleinstehende, ohne liebevolle Begegnung ist der Haupttheil, aber ein Theil ist auch die aufrichtige, hochachtende Ergebung zu Ihrer so vieljährigen, geschätzten Familie, (ich stutzte abermals),

und Ihnen, Fräulein Lucie, möge dieser Brief die Gewißheit ergeben, daß ich Sie in allen Theilen schon lange als die mir passend zugethane Frau erkannte, allerdings nicht die Ehre erwies, einen Antrag, wie ich solchen als gut aufgenommen erachtet hoffen darf, zu wagen.

Setzen Sie mich getrost bald in liebevolle Kenntniß Ihrer ergebenen Zusage, wodurch wir, das schwöre ich, als Mann von mäßigem und zuthunlichem Charakter, uns beide unser Glück theilhaftig werden lassen.

Ohne Mehreres, wenn auch manche Theile noch auf der Zunge liegen, aber schriftlich in Unvollständigkeit, Ihr Sie hochschätzender

U. B. E. Paulsen,
Tabak- und Cigarrengeschäft.

U. B. E. fand den Inhalt dieses Schreibens wahrhaft klassisch, namentlich aber entzückten ihn selbst die verrückten Redewendungen.

Mir schien, daß dieser Brief seinen Dünkel und sein Narrenthum so völlig offenbarte, daß ich überzeugt war, daß Fräulein Lucie ihm gar nicht antworten werde.

Indessen, ich flog davon, — glücklich, Theilnehmer solches Geheimnisses zu sein, und jeden Mittag sprach ich, — aus der Schule kom-

mend, — bei ihm vor. Meistens bediente er grade seine Kundschaft, und ich konnte ihn nur fragend anblicken.

Er schüttelte dann halb unwillig, halb herablassend, mit dem Haupte, zum Zeichen, daß Amors Liebesbotschaft noch nicht erfolgt sei.

Endlich, eines Nachmittages, rief mich U. B. E. geheimnißvoll herein, schloß die sonst stets nach der Straße geöffnete Ladenthür zu und zeigte mir ein Schreiben von Lucie.

Ich fand ihn erregt, aber ich vermochte nicht zu erkennen, ob es Freude oder Enttäuschung sei. Und allerdings war der Brief in einer sehr räthselhaften Weise abgefaßt. Er lautete:

Ueberaus geschätzter Herr Paulsen!

Vor fünfzehn Jahren bereits kämmte ich die Locken auf meiner Stirn glatt!

Mit ihnen entsagte ich der Bestimmung der Jungfrau!

Soll ich das Haar von Neuem kräuseln? Welchen Theil wünschen Sie von mir? Mein Inneres? Es gehörte Ihnen schon, als ich mich durch den Posaunenbläser von der Stadtmusik bethören ließ. Lassen Sie den anderen Theil verzichten! Sie würden es bereuen, denn ein Mann wie Sie, dem Adonis die Maske lieh, (was heißt

das, Felix? das kriege ich nicht heraus! Gott! ist die Lucie gebildet!) kann Venus begehren! Ich würde Sie für keinen Gentleman halten, wenn Sie auch nur den leisesten Versuch nochmaliger Annäherung machten, womit schließt. theurer Herr Paulsen!

Ergebenst

Lucie Strumpf.

„Was räthst Du mir, Felix?"

Ich besann mich einen Augenblick, dann sagte ich:

„Ich würde Fräulein Lucie bitten, wieder zu kräuseln!"

„Dummer Junge! Sei ernsthaft! Na, ich weiß es, ich will mit Mama sprechen, sie soll mir rathen!" Damit entließ er mich. Mir aber war plötzlich bei der Handschrift ein Verdacht aufgestiegen.

Ich hatte zwei Schulkameraden, denen ich oft von U. B. E. erzählte und diesen hatte ich auch seine Liebeswerbung mitgetheilt. Am Tage vorher forschten sie mich in der Schulpause aus, ob Lucie schon geantwortet habe, und ich verneinte. Mir fiel es auf, daß sie leise flüsterten und kicherten, aber ich legte dem keine Bedeutung bei.

Nun aber war alles klar! Einer von diesen

ewig zum Schabernack aufgelegten Buben hatte den Brief geschrieben, und ich eilte am Nachmittage zu ihnen, um mir Gewißheit zu verschaffen.

Als ich ihnen U. B. E.'s Zweifel schilderte, kannte ihr Jubel keine Grenzen, und es ward nun im Dreimänner-Bund beschlossen, daß ich ihn zu einer Antwort bewegen, diese aber selbstredend in unsere, statt in Luciens Hände, gelangen solle.

Meine Mutter, der er übrigens strengste Verschwiegenheit auferlegt hatte, rieth ihm von der Liebeswerbung ab.

Als er aber meinte, ein Brief müsse noch erfolgen, da Lucie ja ganz unzweifelhaft ihn liebe, und nur aus holder Schamhaftigkeit sich weigere, ihn zu beglücken, gab sie nach, und nachdem U. B. E. einige Tage an diesem merkwürdigen Aktenstück herumgeändert hatte, ward auch dieses mir zur Besorgung anvertraut

In dem Arbeitszimmer des Haupt-Spitzbuben hatten wir die Stühle an den Tisch gerückt und harrten, zitternd vor Neugierde, der Vorlesung.

Der Inhalt war mir diesmal von U. B. E. nicht mitgetheilt. Meiner Mutter Mitwissen und Rathschlag machte nunmehr das engere Vertrauen zu einem Grünschnabel, wie ich es war, überflüssig! Mein Freund las vor:

Fräulein Lucie Strumpf!

Hoch- und Wohlgeboren.

Schmerzlich habe ich Ihr so ergebenes Schreiben erwartet und zu meiner unbeschreiblichen Freude empfangen.

Es leuchtete mir wie ein hoffnungsvoll erwärmender Anker aus dem theuren Papier! Dank, theuerste Lucie, für die Erwiderung eines fast geknickten Herzens.

Ja, ich muß es sagen, ich bediente meine Kundschaft nicht mit der gewohnten Anerkennungs-Accurateſſe. Beim Cigarren-Sortiren, beim Verkauf, beim Einpacken, standen Sie, angenehmes Mädchen, an meiner freundlich winkenden Seite und ich malte mir unſere Vereinigung in meinem kleinen, bald indeſſen durch ein großartiges Geſchäftslokal zu erſetzenden Laden, (dieſe Mittheilung übrigens vertraulich wegen der ſchätzbaren Frau Doctor als Vermietherin, welche in mir den promptigſten Zahler aeſtimirt), aus. Denn mein Geſchäft geht gut.

Laſſen Sie Ihr äußeres Geſchlecht dem inneren folgen und werden Sie, Hochwohlgeborenes, geliebtes Mädchen, die ſeinige durch den Prieſterbund

Ihres Sie treuliebenden

U. B. E. Paulſen.

Bitte, antworten Sie postwendend, abzugeben im Cigarrenladen.

Und nun ward sofort das Nachstehende aufgesetzt.

Geehrtester Herr U. B. E. Paulsen!

Von Zahnschmerz durch einen hohlen Backenzahn befallen, empfing ich, theuerster Freund, Ihre beglückenden Zeilen! Es duftete die Liebe aus ihnen und vertrieb den Geruch der Hoffmannschen Tropfen, welche ich von der Apotheke geholt hatte. Ich kämpfte lange, halb gegen den hohlen Zahn, halb gegen den verführerischen Inhalt Ihrer wehmüthig mich berauschenden Zeilen.

Mein Entschluß ist gefaßt!

Ich bin die Ihrige, aber mit einer unabänderlichen Bedingung des durch harte Prüfungen in der Schule des Lebens vorsichtig gemachten Herzens.

Ich habe mir vorgenommen, nicht unter einem baaren Capital von Zehntausend Thaler zu heiraten, lieber erdrücke ich das tobende Herz, welches gegen mein Schnürleib klopft, bleibe ledig und beherzige das Schiller'sche Wort: „Welcher verheiratet, thut wohl, welcher nicht verheiratet, thut besser!"

Sie dürfen es glauben, theurer Herr U. B. E. Paulsen. Nicht das eitel blinkende Geld ist

es, es können auch Hypotheken oder Staatspapiere sein.

Wegen neuerlicher, anderweitiger, dringender Engagements, erbittet postwendend Antwort Ihre Sie nur einzig und allein liebende

Lucie Strumpf.

P. S. Meine Mutter wollte noch höher gehen, allein ich trotzte ihr! —

Ich machte Einwendungen, da ich uns durch diesen Brief zu verrathen fürchtete, aber meine Kameraden bestanden auf Absendung.

Am nächsten Mittag begleiteten sie mich ans Haus und warteten in unserm Garten auf das Ergebniß unseres Schabernacks.

„Guten Tag, Herr Paulsen," sagte ich, mit Herzklopfen, aber äußerlich unbefangen in die Thür tretend.

„Guten Tag, Felix." — —

„Etwas Neues?"

„Nichts!"

„Kein Brief?"

„Ja, es ist einer gekommen. Aber es ist aus."

„Aus? Ach, erzählen Sie mir!"

„Es sind unübersteigbare Hindernisse. Das verstehst Du nicht! — gleichviel, — es ist aus!"

„Haben Sie meiner Mutter schon Mittheilung gemacht?“

„Nein, Felix, aber die Sache ist abgethan! Du kannst ihr sagen, daß ich mich anders besonnen habe, da mir mancherlei zu Ohren gekommen ist, was mich stutzig gemacht hat.

Das Fettvieh ist im Preise gefallen, und die Pachtpreise gehen herunter, — — die Strumpf's ziehen ihr Geld aus der Landpacht, na, ich will mich nicht weiter auslassen.“ — — —

„Einen Brief sollst Du noch hinbringen, — aber dann ist's wahrscheinlich aus, es ist nur noch wie der Strich unter Deinem lateinischen Aufsatz. Verstehst Du?“

O! der Heuchler, ja, ich verstand ihn! —

Wirklich erhielt ich am nächsten Tage noch einen Brief zur Besorgung und ich flog zu meinen Kameraden.

Wir rissen ihn auf und verschlangen seinen Inhalt.

Er lautete nach der üblichen Einleitung wie folgt:

„Das Capital von einem Geschäftsmann, Hochwohlgeborenes Fräulein Lucie Strumpf, liegt in seinem Geschäft, — in seinem Kopf! Dies letztere kann ich namentlich von mir in Behauptung stellen!

Hier liegen meine Zehntausend Thaler, die Staatspapiere, die Hypotheken.

Was sage ich! Das Fünffache, wenn ich nicht rücksichtsvoll, wie ich von meiner seligen Mutter ererbte, die Kündigung der Jammerbude bei der Doctorin verschob, und damit mein Geschäft in kleinem Umfang beließ.

Aber ist es denn überhaupt das Gold und Silber, welches in unseren Herzen klopft, und geehrte Zuneigung zusammenführt? Nein, angenehmes, sonst gern begehrtes Mädchen, ein Mensch von Gefühl liebäugelt nicht nach Hypotheken oder solchen Sachen. So geht es zum wenigsten mir. Glücklich wäre ich, wenn ich Sie nackt und bloß an den Altar führen könnte, Geld spielt bei mir aber auch nicht im geringsten keine Rolle.

Um Ihnen aber zu beweisen, Hochwohlgeborenes Fräulein Strumpf, daß ich keineswegs ohne sonstige und bedeutende Aussichten mich befinde, diene zur Nachricht, daß ich ein Viertel Hamburger bei Lazarus Samson Cohn spiele. Es ist eine geträumte Nummer und in 3 Monaten ist Ziehung! Ich glaube, mehr brauche ich nicht in Bemerkung zu stellen

Discretion erwarte! Aber, indem ich Offenheit als selbstredend betrachte, bleibe ich, wenn

diese Enthüllung Ihren angenehmen Sinn nicht anders deklarirt, mit abschiedvollstem Gruß, hiemit für immer: Ergebenst

U. B. E. Paulsen.

Es wurde zwar noch ein Brief geschrieben, aber ich gab ihn nicht ab. Er enthielt die Mittheilung, daß Lucie Strumpf warten wolle, bis die Sache bei Lazarus Samson Cohn entschieden sei. Allerdings ohne absolute Gewähr, wenn inzwischen ein „Anderer" u. s. w u. s. w.!! — — — —

Acht Tage lang war U. B. E. noch in sichtlicher Aufregung. Dann aber gab er die Liebeswerbung auf und brach ein für allemal, „äußerlich und innerlich, mit dem geizigen Marschbauern-Volk ab", wie er sich ausdrückte.

„Im Uebrigen, wie sagt Friedrich Schiller, Felix?" schloß er an jenem Tage seine Betrachtungen: „Welcher verheiratet, der thut wohl, welcher nicht verheiratet, thut besser!"

„Das ist aber aus dem ersten Korintherbrief," wagte ich einzuschalten und ich wußte mich kaum vor Lachen zu halten, daß er unser eignes Machwerk aus Luciens Brief citirte.

„Na, und ich sage Dir, es ist aus Friedrich von Schiller's sämmtlichen Werken von Cotta.

Willst Du mich meinen Schiller kennen lernen? Da mußt Du früher aufstehen, Du Grünschnabel!"

Bald darauf brachte er wieder eine mündliche Kündigung vor.

„Unter dem Fußboden hauft das Ungeziefer! Ziehen Sie selber in Ihr Rattenloch ein! Alle meine Kunden springen ab, so feucht ist es! Und solche Miethe! Proste Mahlzeit, ich danke!" rief er meiner Mutter zu.

Und nun war auch endlich meiner Eltern Geduld erschöpft, zumal da er in seinem Hochmut anfing, sein Geschäft zu vernachlässigen. Statt wie früher, selbst hinter dem Ladentisch zu stehen, beschäftigte er einen jungen, unerfahrenen und unehrlichen Menschen, lief in die Wirthshäuser und ergab sich dem Trunk. Es ward die Kündigung angenommen und er zog aus.

Als am Ende der Vierziger Jahre der Krieg ausbrach, richtete er eine Trinkstube ein, und betrieb sein Cigarrengeschäft nur noch nebenbei. Das Militär strömte bei ihm aus und ein; es war eine wüste Wirthschaft, und tagelang kam er nicht ins Bett.

Als die Truppen sich veränderten, zog er als Marketender mit in den Krieg, hielt sich wacker aus

jeder Schußlinie und hätte vielleicht noch als einer der Tapferen nach seinem Tode einen Gedenkstein erhalten, wenn er nicht bei einem Vorposten-Gefecht vorzeitig retirirt, kopfüber in einen artesischen Brunnen gefallen, und ganz gegen seinen Willen vor der Zeit seinen großen Geist ausgehaucht hätte.

Lucie heiratete schließlich doch noch den Posaunenbläser von der Stadtmusik.

Was das Glück U. B. E. nicht in den Schooß warf, fiel dem Musiker zu. Er gewann so etwas wie Zehntausend Thaler, aber statt bei Lazarus Samson Cohn, — bei Gebrüder Lilienfeld, und da schmolz ihr Herz. Sie trat mit ihm an den Traualtar und hob nun endlich den Schatz, dem ihr linkes Auge so lange nachgespürt hatte. — —

Was aber bis in spätere Jahre meine Gedanken beschäftigt hat, war die Ueberlegung:

Wenn Lucie dem Antragsteller nun wirklich geantwortet hätte, und zwei von derselben Person unterzeichnete Schreiben von U. B. E. auf ihre Echtheit geprüft wären!!

Aber das Glück ist ja allezeit des Leichtsinns Handlanger — — — —

Hinter der Düne.

Hinter der Düne lag ein Fleckchen grüner, lachender Erde. Darauf stand ein einsam gelegenes Häuschen, das einzige in meilenweitem Umkreise.

Es war an einem heißen, brütenden Sommertage, als der Strandwächter die Thür schloß und dem kleinen zurückbleibenden Kinde sagte:

„Spiel' mit der Puppe, hörst Du, kleine Karin! Ich komme gleich zurück". — —

Er ging fort. Die Wolken hatten sich schon eine Weile drohend zusammengeschoben; jetzt schlug gar ein Blitz durchs Himmelsgewölbe und der Regen begann zu tröpfeln.

Er eilte sich, aber plötzlich strömte es herab, und abermals zuckte es auf, als ob zeitweilig der ganze Himmel in fahlem Lichte brenne.

Just eilte er durch eine kleine Schlucht. Er wollte die drüben am Abhange grasende Ziege und das Zicklein holen, um sie vor dem kommenden Unwetter zu bergen. Weiter nichts. Hier in

der Schlucht stand das hohe, dünne Gras, — sonst meist vereinzelt, — ganz dicht.

Der zuckende Strahl, mit dem Donner vermählt, fuhr herab, traf den Mann, versengte ihn, schlug ihn nieder und vergrub ihn buchstäblich im Grase. — — —

Er war todt. — —

Gleich wie das majestätische Gebrüll des Löwen, der mit einem einzigen Schlage seiner gewaltigen Tatze sein Opfer bemeistert, beim Verlassen des Kampfplatzes allmählich verhallt, so verloren sich die grollenden Töne des Donners allmählich am Himmelsgewölbe. — —

Vor einigen Wochen hatte der Mann wie gebrochen am Sterbebette seiner Frau gestanden.

Drüben, — eine Stunde wegs, — im Innern der Insel, hatte er sie auf dem stillen Kirchhof begraben und täglich erwartete er das Eintreffen einer unverheirateten Schwester, die ihm fortan den Hausstand führen und die Sorge für sein Kind übernehmen sollte.

Klein Karin spielte vergnügt mit der Puppe, als sie allein war, aber als plötzlich draußen der Donner rollte, erschrak sie. Sie rief angstvoll nach ihrem Papa, und als er nicht kam, und es

draußen immer heftiger tobte, nun gar ein knatternder Schlag das Haus erbeben machte, lief sie aus dem Stübchen und klopfte weinend mit ihrem kleinen Finger an die Hofthür.

„Komm doch wieder, mein Papa!“ — Wo bist Du? — — Ich fürchte mich“ — —

Dein leises Pochen dringt nicht an sein Ohr, mein Kind! Aber, wenn er es auch in der Ferne vernehmen könnte, er kann nicht kommen, um Dein kleines geängstigtes Herz zu beruhigen. — Grade dieser Schlag, vor dem Du Dich so erschrocken, hat ihn niedergestreckt und getödtet. — —

Er wird nie mehr Deine süße Stimme hören, bei deren Klang bisher jede Fiber seines Herzens vor Wonne erbebte. Denn Du warst ihm ja Alles, — sein einziger Trost, sein einziges Andenken auch an die, die er so sehr liebte und die ihm vorausgegangen. — — Du siehst ihn nimmermehr! — —

Er liegt gebettet in hohem Grase und schläft, wacht auch nimmer auf. — —

Man findet ihn kaum, um ihm die geöffneten, entsetzten Augen zuzudrücken. Denn oft vergeht eine Woche und drüber, daß jemand in diese Gegend kommt. Wer weiß, wann einer an die

Hausthür pocht und Einlaß begehrt; und wenn auch, — Du vermagst ihm nicht zu öffnen!

Du vermagst Dir ja selbst nicht zu öffnen! Du bist hier ja lebendig begraben, Du armes, kleines Geschöpf, bei dessen Erinnerung etwas von angstvollem Mitleid in mir aufsteigt, das keine Feder zu beschreiben vermag, das auch nur die verstehen, die das Lächeln kleiner herziger Geschöpfe kennen, — die selbst Kinder besitzen. — —

Ein Gang zog sich mitten durchs Haus. — Rechts stand ein netter alter Schrank, dessen runde Füße von Löwen-Klauen gehalten wurden. Sie hatte ihn als Heiratsgut mitgebracht, und mancher Fremde, der die Insel besuchte, warf schon begehrende Blicke darauf.

Scharf neben der Hofthür, zur Linken, führte eine schlechte Treppe mit glatten, herabfallenden Stufen zum Boden. Sie knarrte beim Betreten und wenn's draußen stürmte, weinte und stöhnte es auch droben in den Balken. Der Treppe gegenüber, nach dem Hofe zu, lag die Küche und links vom Eingang das Wohnzimmer mit einem kleinen Alkoven. Einfaches, aber sauberes Geräth schmückte das Haus; im Wohnzimmer hingen

sogar ein Paar schmucke Bilder: „Napoleon bei Austerlitz und ein Lutherkopf.“

Klein Karins Bettchen stand im dunklen Alkoven; ihre Spielplätze waren das Wohngemach und die Küche, deren Thür stets offen stand, und nur heute, — als der Strandwächter das Haus verließ, — von ihm angelehnt war.

Als der Mann, trotz Karins Klopfen, nicht kam, lief sie ins Wohnzimmer zurück und kletterte auf den Stuhl, der am Fenster stand, um nach ihrem Papa auszuschauen.

Das Getöse des abziehenden Gewitters verlor sich allmählich in der Ferne, und in dem Maße, als die Angst vor den Naturgewalten wich, ward das Auge des Kindes von dem Wasser gefesselt, das sich, nach dem starken Regen, vor dem Hause eine Rinne gebahnt hatte. Anfänglich schlängelte es sich gradlinig durch den Weg, dann entstanden kleine Nebenflüsse, die sich immer weiter ausdehnten. Sie schaute lange hin, denn es sah lustig aus!

Aber allgemach verlor das Ausgucken seinen Reiz, — es war Mittagzeit, — sie gähnte, glitt vom Stuhl herab und lief nun abermals in die Küche. Jetzt mußte der Papa doch zurückgekehrt sein! Sie klopfte und horchte. Nichts! —

Da drängten sich die kleinen Händchen zwischen die Spalte, um die Thür aufzuziehen, aber die schwachen Kräfte reichten nicht aus.

Und so verging die Zeit. Sie lief auf und ab, und endlich trippelte sie ins Zimmer zurück, setzte sich auf die Erde und spielte mit ihrem Stiefelchen.

Einmal wälzte sie sich verdrießlich auf dem Fußboden und weinte.

„Papa! Papa! Du kommst ja nicht! Mich hungert. — – Ich will essen! Ich will essen“ —

Als Niemand kam, und als keine Trostworte an ihr Ohr drangen, wie sie es gewohnt war, wenn ihr kleines Herz in Erregung gerieth, murrte sie nach Kinderart noch ein Weilchen, bis ihr Stiefelchen ihre Gedanken wieder gefangen nahm.

Sie richtete sich empor und versuchte, es auszuziehen. Zweimal fiel sie seitwärts auf die Erde, — zuletzt auf den Rücken — aber nun war's gelungen! Sie hielt es in der Hand!

Und während es an den runden Knöpfchen zerrte, kam's ihm wieder in den Sinn, daß es noch einmal nach der Küche sehen müsse, und als die Thür noch immer angelehnt war, versuchte es mit den Blicken die Ritze zu durchdringen, lehnte das Gesichtchen an und lauschte, vorwärts gebeugt,

das Händchen mit dem Stiefel auf den Rücken gelehnt. Ja! ganz wie ein Lauscher!

Drinnen brodelte es wohl, aber kein Papa war da.

Nun pochte es noch einmal ungeduldig an der Hofthür, durch welche er das Haus verlassen hatte.

„Papa! Papa! Du sollst zu Karin kommen!“

Es trat heftig mit dem Füßchen auf und grade mit dem rechten, dem das Stiefelchen abgezogen war; und es fühlte einen leichten Schmerz und begann von Neuem leise zu weinen.

Das leise Weinen verwandelte sich in heftiges, zuletzt drang die jammernde Klage des Kindes laut und schreckhaft durchs Haus.

Draußen brütete der heiße Sonnenschein. Er schlief. Was kümmerte ihn das Wimmern einer Kinderseele — — —

Oder gar die gelbglitzernden Bienen, die im Freien summten und Honig suchten!

Die glücklichen Bienen! Sie waren frei und sie fanden, was sie begehrten.

Klein Karin hungerte und dürstete es so sehr — —

In meilenweitem Umkreise war kein menschliches Geschöpf und in der Natur war es heute

so still und einsam, daß man am hellen Tage hätte Furcht empfinden können.

Nur hinter den Dünen tos'ten in geheimnißvoller Eintönigkeit die Wogen, die sich am Strande brachen. Kein Laut drang in diese Einsamkeit!

In der einen Ecke, neben der Thür, stand eine hölzerne Schaufel. Die erregte jetzt Karins Neugierde, und sie zerrte so lange daran, bis sie auf die Erde fiel. Nun erfaßte sie den Stiel und zog, — sich ab und zu umschauend, — damit durch den Hausgang und das Wohnzimmer. Zuletzt ergriff sie ihre Puppe, die ein verblichenes Rosa-Kleidchen an hatte, und der eines der eingedrückten Drehaugen in das Innere des Kopfes geglitten war, — (Karin hörte es klappern, wenn sie schüttelte,) — und setzte sie auf die Schaufel.

Nun hatte sie einen Wagen. Aufrecht sollte die Puppe sitzen; das wollte sie nicht.

„Wenn Du nicht sitzen willst, Marieken, schlag ich Dich!"

Die Puppe schien sie mit dem einen Auge wehmüthig anzublinzeln, und das Kind setzte seine Rede fort:

„Wie sitzt Dein Kleid nun wieder! und Dein Stiefel! Wie Du wieder ausschaust! — willst Du artig sein??" — —

Bei dem Stiefel ihrer Puppe fiel ihr ihr eigener ein, und sie gab ihn Marieken in den Arm. Anfänglich schien die kleine Spielkameradin auch herzhaft zuzugreifen, aber beim Weiterfahren fielen die Hände kraftlos herab.

Nun wurde die Puppe bestraft, und als das auch nicht half, legte Karin sie auf den Rücken, gab ihr einen warnenden Klaps uud stellte den Stiefel, — um Mariekens gutem Willen zur Hülfe zu kommen, — oben auf ihre Brust. Einmal stieß sie beim Fahren an die Ecke des alten Schrankes, in dem geheimnißvolles Leben zu schlummern, und der aufmerksam auf das Spiel des Kindes herabzuschauen schien.

Als Marieken nun dabei wiederum das Gleichgewicht verlor und herabpurzelte, packte Klein-Karin die störrische Freundin und legte sie zur Strafe mit dem Kopf nach unten. Sie lag jetzt grade so starr und bewegungslos wie der Vater draußen im Dünengras .... — — —

Als aber immer mehr Zeit verrann, und auch der Hunger immer fühlbarer wurde, lief das Kind noch einmal an die Küche.

Hier war doch der Ort, woher stets das Essen kam! Sie zerrte ungeduldig an der Thür, aber sie blieb unbeweglich.

„Ich will essen! Ich will essen!“ rief sie der Thür zu und schlug weinend mit ihren kleinen Händchen gegen die unbarmherzige Pforte, die sich nicht aufthun wollte.

Endlich setzte sie sich auf den Fußboden und versuchte das Thür-Ende anzufassen. Ja, die Noth macht erfinderisch, — der Hunger zumal! Unten war die Thür etwas abgestoßen, denn die Zeit nagt an den Dingen, — da konnten die Händchen leichter hineindringen.

Aber eine Mücke hätte eben so gut die kleinen Beinchen ansetzen können. Die Wirkung wäre dieselbe geblieben! —

Nun tippte sie, abgelenkt, — mit dem Finger auf die kleinen blanken Knöpfe, die an ihrem dunklen Kleide saßen. Sie zählte:

„Eins, zwei, drei, acht, neun, hundert, fünf, sieben“ — — —

Es waren nur Laute, die sie ihrer Mutter und ihrem Vater abgelauscht hatte, und die sie nun wichtig den Großen nachahmte.

Es konnte noch nicht zählen, kaum einmal buchstabiren, das kleine herzige Ding! Aber auch das Zählen hatte ein Ende, und der Hunger meldete sich stärker.

„Mama! Mama! Komm doch!“

Der Mutterlaut war nun schon seit Wochen nicht mehr aus ihrer kleinen Brust gedrungen. Nun tauchte die Verstorbene plötzlich wieder in ihrem Gedächtniß auf. „Weßhalb sie denn nicht kam, wenn der Papa nicht zurückkehrte“ — —

„Sie sei zum lieben Gott gegangen und sitze droben im Himmel! Aber Karin werde sie wieder sehen,“ — hatte ihr Papa ihr auf ihre wiederholten Fragen geantwortet. Und deshalb richteten sich ihre kleinen Gedanken jetzt nach oben und suchten die Mutter.

Droben kroch eine Spinne. Nun ließ sich das geschäftige Thier herab und kletterte eilig an seinen feinen Fädchen bis an die Verzierung des Schrankes.

Das beschäftigte Karins Aufmerksamkeit, bis plötzlich — es war wohl hinter dem alten Schrank — ein Mäuschen knapperte.

Bisher war sie noch unbefangen in dem Häuschen umhergelaufen, nun ergriff sie auf einmal die Furcht vor dem unbekannten Geräusch.

Einen Augenblick war's still; — jetzt ertönte aber von Neuem das nagende Geräusch; — — — — sie entfloh und lief wieder ins Wohngemach.

Noch einmal erkletterte sie den Stuhl und schaute hinaus. Eine Möve kreiste, von der See kommend, über das grüne Feld.

„Du! Du!“ rief Karin und klopfte ans Fenster, als sich der Vogel mit seinem schneeweißen Leib, drüben am kleinen Tümpel, neben dem Holzverschlage, niedersetzte.

„Du, Du!“ wiederholte sie eifriger pochend.

Aber die Möve zog es wieder hinüber zum salzigen Wasser und zum Sturm; sie hörte nicht das Klopfen an die Fensterscheiben und flatterte, im niedrigen Fluge, — mit langgestreckten Flügeln, — davon.

Draußen nichts Lebendiges!

Nur einmal hörte man von jenseits das Meckern der Ziege. Vielleicht hatte sich die Alte losgerissen, oder es trug die stille, unbewegliche Luft den Klang aus der Ferne herüber. Gleichviel, Karin klatschte in die Hände. „Peter! Peter!“

Ja, sie kamen! Nun kam auch sicher der Papa! — —

„Papa! Peter, Peter! Papa!“ Sie stellte sich aufrecht, — schmiegte die Backe gegen die Fensterscheiben, um besser zu spähen, — sie schon aus der Ferne heranschreiten zu sehen.

Aber nichts draußen! Und drinnen lag die Puppe regungslos mit dem Rücken auf der Erde,

und schweigsam und theilnahmlos stand auch das aufgeknöpfte Stiefelchen mitten im Gemach.

Als alles Gucken vergeblich war, glitt das blasse Geschöpf wieder vom Stuhle herab und kletterte auf das kleine Sopha.

Ganz wie ihr Papa, wenn er einmal ruhte, zog sie eine Decke über sich, aber es dauerte lange, bis sie ihr gut genug lag. Dann schauten die Beinchen hervor, dann glitt die Decke seitwärts herab, dann lag sie nicht glatt, — endlich aber war alles nach Wunsch!

Aber die Puppe mußte doch neben ihr schlafen! Sie zerstörte zufolge dessen ihr mühsames Werk und ließ sich wieder auf die Erde, um sie zu holen. Nun begann sie, — Marieken im Arm, — von Neuem ihr Werk und endlich lagen sie beide ganz friedlich neben einander, bis das kleine Wesen — von Weinen, Ermattung und Hunger überwältigt, einschlief.

Ein Engel stand während des Schlafes am Kopfende und schaute mit thränendem Auge auf die sorglosen Züge des sanftathmenden Geschöpfes. Denn auch die Engel vermögen den unerforschlichen Rathschluß ihres Herrn und Meisters weder zu ergründen, noch zu wandeln, und dieser beschwingte Geist, der in die Zukunft schauete

flüsterte bewegt: „Und doch, süßes Kind, ist's erst der Anfang Deiner Leiden!“ — — — —

Als die Dämmerung ihren Einzug hielt, als die Dinge draußen verschwammen, als sei ein durchsichtiger Schleier herabgeglitten, wachte Klein-Karin auf.

Sie rieb sich mit ihren Händchen die Augen, warf rasch die Decke von sich, — ließ Marieken achtlos aus dem Arme gleiten und stellte sich auf die Erde.

„Papa! Papa! Mein Papa!“ rief sie anfänglich noch schlaftrunken, — sorglos. Was hinter ihr lag, hatte der Schlaf verwischt. Sie sah nur, daß es dunkelte und sie empfand, daß sie allein im Zimmer sei.

Sie lief mit ihren kleinen, geschwinden Füßchen auf den Hausgang und an die Küche. Es drang ein scharfer Geruch durch die Thürritze, der ihr unbekannt war und der sie ängstigte. Und als der Papa auf ihr Rufen nicht kam, — fiel ihr plötzlich das Vergangene ein: daß sie ihn schon heute Morgen gesucht, — daß er nicht gekommen! Und daß sie Hunger gehabt und nun Hunger empfinde,

— noch viel ſtärkeren, — auch Durſt, — und daß Niemand, — immer noch Niemand — komme, ſie davon zu erlöſen. — — —

Der Kinderſeele bemächtigte ſich allmählich ein leiſes Grauen in dem verlaſſenen Hauſe, — in dem Dämmerlicht der Flur, — in dieſer Schweigſamkeit — — —

„Mein Papa! Mein Papa! bitte, bitte, komme doch zu Karin," — — — entwand es ſich wimmernd ihrer kleinen Bruſt.

Aber während des Weinens blitzte der Gedanke plötzlich in ihr auf, daß er im Alkoven zur Ruhe gegangen ſein könne.

Sie lief geſchäftig, — im Augenblick von aller Furcht verlaſſen, — in das kleine Gemach. —

Hier war es ſchon ganz finſter. Sie vermochte nichts zu erkennen, tappte ſich nach dem Bett und zupfte an der Decke.

„Mein lieber Papa! Bitte! Bitte! Ich bin ſo hungrig! — — — Schläfſt Du? — — Wach doch auf! — — Biſt Du nicht da? — — Papa! Papa! Komm doch zu Karin!" — —

„Papa! — Papa! — lieber Papa"! — ſchrie ſie endlich mit flehender Stimme.

Nichts! Aber es knusperte auch hier das Mäuschen hinter der Bettſtelle.

Furcht, — Grauen, — ja die ersten Ansätze von Entsetzen ergriffen die Seele des Kindes.

Es lief davon.

Wo war denn Marieken? Wenigstens Marieken sollte bei ihr sein! Sie suchte sie und fand sie. Sie küßte sie, obgleich sie das zerstörte Angesicht der Puppe in der Dämmerung kaum mehr erkannte. Denn der Abend jagte seine dunklen Schatten schnell vor sich her. Von Minute zu Minute wards plötzlich dunkel, und in demselben Augenblick fühlte das Kind, wie der sonderbare Geruch zunahm und ihm die Brust beklemmte.

Nun war er bereits in's Wohnzimmer gedrungen.

Das zitternde Geschöpf kletterte auf das Sopha und streckte sich unter die Decke. Seine Augen hefteten sich auf die heller beschienenen Fensterscheiben. —

Ertönten nicht draußen Schritte? Kam nicht Jemand der Thür näher? —

„Ach! nun kommt endlich mein lieber Papa!" — Es wandte sich und horchte. Sein Herzchen pochte, seine Augensterne suchten die Dunkelheit zu durchdringen, — es lauschte athemlos — —

Nichts! — — Aber es knapperte wieder nebenan

im Alkovenzimmer, und es schien etwas über den Fußboden zu rascheln. — — — —

„Mama! Papa! Bitte, kommt zu Karin!“ schrie das todesgeängstigte Kind, — — aber Niemand antwortete. Und als Niemand antwortete, erschrak es plötzlich über seine eigene Stimme und wagte kaum mehr zu athmen.

Es lag mit seinen großen, angstvollen Augen ganz still; nicht einmal sich zu rühren hatte es den Muth Der Angstschweiß brach aus, und glühende Wärme der Erregung flutete über den kleinen Körper.

Und doch, — bei dem geringsten Geräusch, das seine aufgeregten Sinne verstärkten, schüttelte es ein Frost!

Klein-Karin lag im Fieber. — — —

Und der Geruch ward stärker; sie sah ihn nicht, aber sie fühlte, wie er sich peinigend auf ihre Brust legte, ihr den Athem erschwerte. — —

Jetzt mußte sie husten. — — — — Sie erschrak. — — Wie das klang! — — —

Von den Fenstern wanderten ihre Blicke furchtsam an die Thür. — — —

Was war das? Ein Glanz drang von der Flur gegen das Gemach!

Sie schaute wie gebannt dahin. Es ward

heller und heller. Es kniſterte. Und in der Helle ſah ſie eine blaue Wolke!

Aber ſie ward verdrängt; denn jetzt flammte es ſogar mit einem raſch wieder verſchwindenden Lichtſchein unheimlich auf, und dann war alles wieder dunkel. — — — —

Aber der Geruch hatte zugenommen, und es thränten ihre kleinen, erregten Aeugelein und ſchmerzten ſehr. — —

Es war wirklich Rauch! Es brannte in der Küche. Das unbeachtete Feuer hatte ſich verbreitet und ſeine Umgebung ergriffen.

Jetzt wurde es mit einmal wie tageshell, auch in dem Gemach, und das Kind ſchnellte auf in dem ſelbſtgemachten Bettchen.

Der Trieb der Selbſterhaltung überwand alles. Es ließ ſich herab und kletterte ans Fenſter. Es pochte, es klopfte, es weinte, es ſchrie. Zuletzt ſchlugen die Angſtrufe gellend durchs Gemach und durch die Fenſterritzen ins Freie.

Draußen lag die dunkle, ſchlafende Nacht mit feſtgeſchloſſenen Augen und hörte nicht auf die Hülferufe — — —

Aber der Papa mußte doch kommen, um den Rauch fortzutreiben, um ſein kleines Mädchen, wie jeden Abend, ſeit den letzten Wochen, ſelbſt zu

entkleiden und mit einem Kuß ins Bettchen zu legen! So haſtete es in dem Kinde. Und jetzt kniſterte es! — War's das Mäuschen? Nein! Denn nun polterte es ſogar mit plötzlichem Fall, — und das war draußen. Und geſchüttelt von Grauen, flog das geängſtigte Geſchöpf zuſammen.

Und dabei überfiel es ein heftiger Huſtenreiz und — Uebelerregung von dem ſchrecklichen Rauch. — — —

Es preßte die Puppe feſter an ſich und erklomm die Fenſterbank. Faſt wäre es in der Dunkelheit hingefallen, und wirklich ſchlug Mariekens Kopf gegen eine Scheibe, die zertrümmerte.

Wie das Kind erſchrak! Wie das unheimlich klirrte — — —

Aber die Luft, die in ſeine Lungen drang, gab ihm Erleichterung und in der Erſtickungsangſt legte es ſein Mündchen an die Oeffnung und athmete die Abendluft ein.

So ſtand das fiebernde, von Todesängſten gemarterte Kind und rief in die Nacht hinaus:

„Papa, — — Papa, — — Komm doch nun!“ — Es war herzzerreißend!

Er, nach dem ſie rief, lag noch immer unbe-

weglich, mit ſtarrem Auge, im Dünengraſe und ſchlief. Er hörte nicht. — — — —

Und doch war nur eine kurze Spanne Zeit noch gegeben, denn ſchon fühlte das kleine Weſen, wie eine ſeltſame Hitze ins Gemach drang, und als es ſich erſchreckt umwandte, leckte bereits die gierige Zunge der Lohe, gleich einem Raubthier, vom Gange an der Thür entlang. — — —

Sie wollten alle etwas von dem Opfer haben, das das Schickſal hier langſam morden wollte.

Das Kind kreiſchte ſo furchtbar auf, daß die Wände hätten Erbarmen haben müſſen, aber die Wände hatten kein Erbarmen.

Es hielt Marieken vor ſich, gleichſam als Abwehr, aber nur einen Augenblick! Dann machte es die Todesangſt erfinderiſch, und es ſchlug der Puppe Kopf gegen eine andere Scheibe, ſo daß Geſicht und Hände verwundet wurden und bluteten.

Es ſchmerzte, aber es gab den bereits heftig arbeitenden Lungen Erleichterung.

Und ſeltſam! Immer zudringlicher ward das Raubthier Flamme, je zudringlicher zugleich die Zuſchauerin Nacht hereinlugte. — Eifrig, zudringlich, ja, — aber doch ganz theilnahmlos!

Ebenſo theilnahmlos, wie die naſſen Waſſer hinter den Dünen, — die doch ſonſt des Feuers

erbittertſter Feind ſind und die mit einer einzigen vorüberrauſchenden Flut vernichten konnten, was ein dürſtendes, — hungerndes, — bis zum Wahnſinn geängſtigtes Geſchöpf — in einem brennenden Hauſe bedrohte — — —

Noch einmal drangen verzweiflungsvolle Hülferufe durch die Nacht, aber allmählich verſtummten ſie. Hitze und Rauch erfüllten das Gemach und erdrückten alles Lebendige. Ein entſetzlicher Ausdruck trat auf das Angeſicht des kleinen Engels, — dann entfiel die Puppe — und dann glitt ſie ſelbſt vom Fenſter herab — und ſtürzte leblos auf die Erde.

In demſelben Augenblicke kniſterte und knatterte die helle Lohe frohlockend empor.

Es war dieſelbe gierige Feuerzunge, die nach ihrem Vater gezüngelt hatte und ihn tödtete. Aber die Kraft des ungezügelten Elementes war draußen weniger grauſam.

Es ſchoß vom Himmel herab und ſtreckte den Mann zu Boden.

Dieſes kleine ſüße, unſchuldige Weſen mußte allmählich, unter folternden Qualen zu Tode gemartert werden.

Das Feuer vermählte alles zu einer einzigen verzehrenden Flamme, und dann erſchien der

Todesengel mit rauschenden Flügeln und hob die Seele des Kindes empor.

Und als die Flamme ausgewüthet und alles in Asche verwandelt hatte, trug der leise Abendwind den in Staub verwandelten Körper durch die Lüfte und bettete ihn in die Dünen-Schlucht neben den Todten, dessen bleiches Angesicht die Mondeshelle umleuchtete.

Nun war Karin endlich bei ihrem lieben Papa. — — — —

Jeg elsker Dig.

Den Namen „Sigrid“ hörte ich zum ersten Male aus dem Munde meiner Tante, die mich nach dem Tode meiner Eltern zu sich genommen hatte und Mutterstelle bei mir vertrat Sie pflegte in den Vormittagsstunden ihren Bekannten Besuche abzustatten und kam dann häufig erst nach Hause, wenn mein Onkel bereits wegen der vorgerückten Mittagszeit ungeduldig auf die Uhr schaute.

Das wiederholte sich oft.

„Verzeih, Männchen!“ pflegte sie zu sagen, während sie Hut und Mantel ablegte, — „aber man ließ mich nicht fort! Ich stand wie auf Kohlen, weil ich weiß, daß Du nicht warten magst, — aber was half es!“ — —

„Du weißt es jetzt also, daß ich das Warten hasse, — Marianne, — nun, das ist schon ein Fortschritt!“ erwiderte mein Onkel in seiner launigen Weise, und dann küßte sie ihn, halb schmol-

lend wegen seines neckenden Tadels, halb Verzeihung erbittend, auf die Stirn. Und so war es an jenem Tage, der jetzt in meiner Erinnerung aufsteigt.

Bei Tisch ließ meine Tante ihre Mäulchen-Mühle klappern, wie mein Onkel ihren Redefluß nannte, und erzählte von dem kleinen süßen, (dies Wort betonte sie in einer eigenen Weise), Geschöpf aus Dänemark, das sie bei einer uns eng befreundeten, in unserer unmittelbaren Nachbarschaft wohnenden Familie gesehen hatte. —

„Denke Dir, Männchen! Ein schlankes, blankes, kleines Ding mit hellblonden Seidenhaaren, und ein Paar Pfirsichbacken zum Einbeißen, dunkle Augenbrauen und kohlrabenschwarze Augen! Und dazu die gebrochene deutsche Sprache, — die reizend klingt! — (bei meiner guten Tante mit ihrem überströmenden Gefühl waren starke Ausdrücke wie „süß," „wonnig," „reizend," „himmlisch," „entzückend," — kaum ausreichend, und mein Onkel pflegte zu sagen, daß man sie stets nur mit fünfzig Procent Rabatt-Abzug von ihren Reden ernsthaft nehmen dürfe!" —)

Ich habe niemals ein so himmlisches kleines Ding gesehen! Und klug! Unglaublich!

Sie soll ein Jahr hier bleiben, um noch besser

deutsch zu lernen. — Nächstens wird Lotte sie uns auch herbringen." — —

Zufällig ward ich am nächsten Tage zu Frau Lotte gesandt, um eine Bestellung auszurichten, und ich ging, bei der Erinnerung des überschwänglichen Lobes meiner Tante, mit vorgefaßten, widerstrebenden Gefühlen an diesen Auftrag.

Ich war in jenen Jahren, wo die Fantasie ihre ersten Schwingen regt, aber in denen sie noch einen verkehrten Anlauf nimmt und allerlei Sinnloses, Albernes hervorbringt. So gefiel ich mir darin, neue Worte auszudenken und diese möglichst unpassend ins Gespräch einzuflechten. In jener Zeit hatte ich unter anderem ein neues Adjectiv erfunden, das ich „kiebig" getauft hatte.

„Kiebige Tante! Kiebiger Kuchen! Kiebiges Wetter! Ein kiebiger Anzug!" bedeutete gut, eigenthümlich, wohlschmeckend, aber auch unbequem, unerfreulich.

„Kiebig" war: „abweichend," „sonderbar," „ungewöhnlich," — eigentlich alles. — Ich sagte deshalb beim Fortgehen: „Soll ich wirklich zu Tante Lotte, wo diese kiebige Sigrid zum Besuch ist?"

Ja, ich sollte gehen, sogleich, ohne Widerrede. Und ich ging.

Als ich die Klingel zog, öffnete nicht wie

sonst die Magd die Thür, sondern das fremde „kiebige“ Kind, und ich war so verwirrt und benahm mich bei ihrem Anblick so ungeschickt, daß ich, nach Ausrichtung meiner Bestellung, mit meinem Stiefelhacken gegen die Thür schlug.

Das hatte zur Folge, daß Sigrid laut und fröhlich lachte.

Als ich einige Worte stammelte, rief sie lustig:

„Ich habe es heute Morgen gerade so gemacht und Tante Lotte wurde sehr böse! Sieh her! Dort habe ich dagegen gestoßen.“ — —

Ich warf mich in die Brust und erklärte, daß offenbar die Thür daran Schuld sein müsse, nicht wir, und sie lachte von Neuem und nickte schelmisch mit dem Kopf.

„Willst Du nicht warten, bis Tante zurückkehrt?“ fragte sie mich unbefangen. „Wir haben einen hübschen Garten! Komm! wir wollen uns in die Laube setzen!“ — —

Als wir uns gegenüber saßen, sah ich nun auch, daß sie dunkelschwarze Augen und blondes Haar hatte, und dabei einen so biegsamen, scheinbar gegen alle Anstrengungen gestählten Körper, daß ich meine Blicke nicht von ihr wenden konnte

Aber sie bewies es auch, denn sie wandte sich,

rasch umblickend und gewandt durch die Hecke schlüpfend, in den Nachbargarten, um auf einen kleinen Schneckenberg zu klettern, von dem man eine hübsche Aussicht hatte.

„Komm! Komm!“ rief sie rasch, und athmete kaum hörbar, als ich, — nacheilend, — an ihrer Seite stand.

„Hier wollen wir sitzen! Hilf mir die Bank heraufstragen!“ Aber schon war sie wieder hinabgeeilt und trug, — kaum von mir frühzeitig genug unterstützt, — einen schweren Gartensessel die Anhöhe hinauf!

„Wenn aber der Nachbar kommt“ — —

„Pah, der sagt nichts! Ich war schon hier! Er hat es mir erlaubt! Nun wollen wir einen Kranz binden! Kannst Du Kränze binden?“

Nein, ich verstand das nicht, begriff auch nicht, woher wir die Blumen nehmen sollten.

„Ja so! „Blomsterne!“ rief sie lustig. „Wir wollen drüben auf dem Felde Feldblumen pflücken, — Komm!“ —

Und als ob es keine Grenzen und keine Hindernisse gäbe, schwang sie sich über die Umzäunung eilte auf die Wiese und setzte sich mitten ins Grün und begann zu pflücken. —

„Wird man Dich nicht vermissen?“

Sie schüttelte den Kopf. „Nein!“ sagte sie sorglos und ganz in ihre Beschäftigung vertieft.

Endlich aber sprang sie auf und eilte mit raschen Sprüngen übers Feld.

„Ein Ligusterfalter! Komm! Komm! Den müssen wir fangen!“

Freilich war alles vergeblich! Mir triefte der Schweiß von der Stirne, während sie, — wiederum ruhig und gleichmäßig athmend, — neben mir stand.

Sie schaute sich um und horchte. In der nun eingetretenen Stille hörte man nur das vereinzelte Zwitschern der Vögel, die vom Felde emporstiegen. Dann drang auch der Gassenlärm aus der Ferne zu uns herüber; aber sie schien es nicht zu hören, denn sie sagte leise und sich an mich schmiegend:

„Du, ich fürchte mich fast, wenn alles so still um mich her ist! Laß uns zurückgehen.“ — —

Und wieder saßen wir in der Laube und sie flocht emsig an dem Kranz, den sie bei der fortschreitenden Arbeit hin und wieder von sich hielt und musternd betrachtete.

„So, nun ist er fertig!“ sagte sie endlich, und legte ihn in meine Hand.

Ich hatte stumm neben ihr gesessen, halb hin-

gerissen von ihrer unbewußten Schönheit, halb ärgerlich, daß sie in ihrem Eifer nicht einmal zu mir emporschaute, und sah sie nun fragend an, als sie mir die geschickt gewundenen Blumen überreichte.

„Wunderhübsch!“ sagte ich dann mit Ueberzeugung und legte ihr den Kranz wieder in den Schooß.

„Ja! Willst Du ihn denn nicht?“ fragte sie verwundert und schaute mir neugierig in die Augen.

„O gewiß!“ erwiderte ich rasch. „Ich wußte nur nicht, daß er für mich sei. Ich werde ihn sorgfältig trocknen und aufbewahren“ — — —

„Nicht doch!“ sagte sie arglos. „Wenn er verwelkt ist, binde ich Dir einen neuen! Dann kannst Du diesen fortwerfen.“ — —

„Ich werde niemals etwas fortwerfen, was Du mir geschenkt hast“ — — —

Sie war inzwischen auf die Bank getreten und pflückte einige wilde Rosen, die sich noch an der beschatteten Mauerwand erhalten hatten.

„Was sagtest Du eben?“ und sie wandte rasch ihr Köpfchen zu mir, von dem sich das widerspenstige, sprühende Haar gelöst hatte und in die Sommerluft hinausflatterte.

Ich wiederholte meinen Satz, betonte ihn aber noch stärker als vorhin, und sah erröthend zu ihr empor.

Plötzlich saß sie an meiner Seite und rückte zu mir.

„Den schenk' ich Dir! Ach bitte, nimm ihn! Bitte, nimm!" rief sie hastig und zog einen kleinen Ring vom Finger.

Ich war selig, aber dennoch machte ich einen Einwand.

„Wird Deine Mama nicht böse werden und schelten, wenn Du ihn mir schenkst?" — — —

Sie besann sich einen Augenblick, dann sagte sie bestimmt „Nein! Er gehört mir! Ich darf ihn Dir geben!" — —

Und sie steckte den Ring mit ihren zarten Fingern an meine rauhe Knabenhand.

Inzwischen sann ich, welches Königreich ich für sie zur Verfügung habe! Doch wußte ich trotz aller meiner Ueberlegung zu meiner Schande nichts mein zu nennen. Endlich sagte ich:

„Darf ich Dir ein Gedicht schreiben?"

„Ach bitte, bitte! Ja! Ein recht, recht langes und recht —, nun, Du weißt ja! So recht schwärmerisch" — — —

Plötzlich fiel mir ein, daß ich zufällig eine

kleine Muskatnuß in der Tasche hatte, und indem ich ihr diese überreichte, und dabei eine höchst geheimnißvolle Anspielung machte, bat ich, nun auch von mir ein Geschenk anzunehmen.

„Was ist denn das?“ fragte sie neugierig, schlug ihre Beinchen übereinander und setzte sich zurecht, als ob wir noch Zeit hätten, Stunden lang zu plaudern.

Ich sagte ihr, daß es ein Talisman sei, von dem ich allerdings niemals geglaubt hätte, daß ich mich je von ihm würde trennen können, — und den ich auch auf der ganzen Welt nur ihr — — — —

„Nein!“ wandte sie treuherzig ein, „das ist zu viel! Nein, ich nehme es nicht, wenn es so werthvoll ist!“ Und doch betrachtete sie die Nuß mit unverhohlener Neugierde und hielt sie an ihre Brust, als ob sie sich schon eine Kette dazu dächte, an der sie dies kostbare Andenken tragen werde.

Ich that, als ob ich einen Augenblick kämpfte, dann aber, — wie von einem heldenhaften Entschluß getrieben, — drückte ich ihr den „Beschützer gegen Noth und Leid“ in die Hand, und bat dabei meiner in Zukunft stets zu gedenken!

Sie antwortete nicht, aber sie nickte sehr ernsthaft, fast erschrocken, immerfort mit dem Kopf und hielt das Kleinod fest in ihrer Mädchenhand.

Endlich sagte sie: „Ich werde den Talisman nie von mir geben! Ich werde ihn an einem Bande tragen“ — —

Darf man denn ein Löchlein hineinbohren? Schadet es nichts?“ —

„Nein!“ sagte ich wichtig, als ob ich das ganze Mysterium der Zauberwelt schon vor Erschaffung der Welt studirt und durchdrungen habe. „Das schadet nichts! Aber Du mußt den Talisman auf dem Herzen tragen, und darfst ihn Niemandem zeigen!“

„Nein, Niemandem, gewiß nicht! — — — Unter dem Kleide?“ — —

„Nur unter dem Kleide!“ schloß ich bestimmt, denn ich fürchtete, daß ihre Umgebung sonst das Geschenk bemerken, und sie über die Werthlosigkeit des Gegenstandes aufklären werde. Da drückte sie mir nochmals dankbar die Hand und sagte:

„Kommst Du bald wieder?“ — —

„Ja, Sigrid! Jeden Tag, wenn ich darf“ —

Da übergoß sich ihr liebliches Angesicht mit einem rosarothen Schimmer, sie drängte sich zu

mir und ſagte mit fliegendem Athem leiſe, eindringlich und haſtig:

„Jeg elsker Dig!“

„Wie heißt das?“ rief ich feurig und hingeriſſen. Aber ſie war ſchon lange zwiſchen den Blumenbeeten und hinter dem Gebüſch verſchwunden.

— — — —

Ich lief nach Hauſe und fragte meinen Onkel: „Haben wir ein däniſches Lexikon?“

„In der zweiten Reihe, von oben links!“ erwiderte er, ohne von ſeiner Arbeit aufzublicken und zeigte auf ſeine Bibliothek.

Und ich blätterte und ſuchte, und da endlich ſtand vor mir wie mit Flammenſchrift geſchrieben:

Jeg: Ich; at elske: lieben; Dig: Dich. —

Ich liebe Dich!

Aber die Dinge verliefen anders, als unſer Kinderſinn ſie ausgemalt hatte. Es verfloß eine längere Zeit, ehe ich Sigrid wiederſah, und als das geſchah, hatte man ſie bereits in eine Mädchenſchule gethan, und zum Spielen und Tändeln blieb wenig Zeit. Und an dieſem Tage fand ich ſie auch ganz verändert. Ich hatte mir vorgeſtellt, daß ſie verſtohlene Blicke mit mir tauſchen würde, wenn ſie nicht gar, — ohne Zeugen, — an meine

Bruſt flog und erklärte, daß ſie ſeit unſerer Trennung vor Sehnſucht faſt geſtorben ſei!

Ich hatte ſeit jener Trennungsſtunde immer von Neuem überlegt, welches Geſicht ich machen ſolle. Bald entſchied ich mich für düſteres, bald für ein freies, keckes Weſen, und für jeden Fall hatte ich mir beſondere Worte zurechtgelegt.

Ich war völlig enttäuſcht. Zum erſten Male begegnete ich ihr auf der Straße in Begleitung ihrer Tante. Dieſe grüßte freundlich, wie man einem Kinde zunickt. Sigrid aber neigte den Kopf, als ob jeder Vorübergehende ihr ebenſo beachtenswerth erſchiene, wie ich. Ich entſchuldigte ſie zu meiner eigenen Beruhigung bei dieſer Begegnung durch die „Umſtände“. Auf der Gaſſe war doch nicht der Platz, Liebesblicke auszutauſchen. Und nun gar in Gegenwart der Tante! Nein! Das war alles völlig in Ordnung.

Aber wenige Tage ſpäter betrat ſie mit ihrer Beſchützerin unſer Haus, und ich ging abſichtlich ins Nebenzimmer, in der ſicheren Erwartung, daß ſie mir folgen werde.

Aber ſie ſaß ganz ernſthaft auf dem Stuhl und beantwortete mit freundlicher Verlegenheit die Fragen meiner Tante, die ſich in gütiger Weiſe zu ihr wandte.

Als die beiden Damen das Gespräch alleine fortsetzten, und nun Sigrid leise vom Stuhl fortglitt und die Gegenstände des Zimmers musterte, — ich aber durch die Ritze der halbgeöffneten Thür ihrem Thun zuschaute, und sie noch immer keine Miene machte, mich aufzusuchen, — rief ich mit scheinbar arglosem Tone ihren Namen.

Ich sah, wie sie aufhorchte und erröthete, aber sie kam nicht, ging vielmehr auf Frau Lotte zu, strich nach Kinderart mit ihren Händen über deren Mantel, und hörte, sich an sie lehnend, auf das Gespräch meiner Tante.

„Sigrid!“ rief ich noch einmal und diesmal lauter, — den Kopf zur Thür hereinsteckend.

„Komm doch herein! Junge! Was machst Du denn da drinnen?“ rief meine Tante etwas barsch und störte meine Pläne.

Als ich in Folge dessen das Zimmer betrat, schauten die drei nicht einmal zu mir auf, und nachdem ich mir noch ein kurzes Weilchen zu schaffen gemacht hatte, ging ich erzürnt davon. Ja, ich schlug mit der Thür und mußte es erleben, daß meine Tante mich zurückrief, mich, in Gegenwart von Sigrid, wegen dieser schon so oft verbotenen Unart tadelte, und wie einen ganz gewöhnlichen unerzogenen Buben behandelte.

Ich hörte dann noch, daß Tante Lotte sagte: „Nun, bei Knaben ist das ja nicht schlimm! Aber Mädchen! Sigrid ist ja ein gutes Kind, aber was ich zu predigen habe, daß sie sich dieses unmädchenhafte, freie und laute Wesen abgewöhnt! — — — Na, Gottlob, etwas besser ist es ja schon in den sechs Wochen ihres Hierseins geworden." — — —

Also da liegt der Hase im Pfeffer, dachte ich, schöpfte neue Hoffnungen nnd verließ das Zimmer.

Es schien mir jetzt ganz selbstverständlich, daß Sigrid mit gesenkten Augen an mir vorüberschritt und meinen Gruß nur ernst und höflich erwiderte. Ich war überzeugt, daß es in ihrem Herzen brenne, und daß dieser unfreiwillige Zwang ihr um so größere Qualen auferlege, als sie sich nicht aussprechen könne! Meine Zweifel und Sorgen waren verwischt, und ich nahm mir vor, bei erster Gelegenheit gleich einem „Mortimer" auf die Geliebte einzustürmen und ihr, — natürlich mit ganz anderem Erfolg, wie einst jener bei der Königin Maria, — meine unwandelbare Liebe zu gestehen. —

Ueberdies wurde in jener Zeit mein Inneres von einer einzigen Angelegenheit so sehr in Anspruch genommen, daß meine Liebesgedanken ein wenig in den Hintergrund traten.

Jeder Anregung leicht zugänglich, beschäftigte ich mich als Knabe mit sehr vielerlei Dingen. Ich spielte mit Marmeln und mit Drachen, wenn die Zeit kam; — fing hunderte von Maikäfern ein und ließ sie wieder fliegen, hatte Siegel-, Käfer-, Schmetterlings- und Adressen-Sammlungen, — und war bald ein leidenschaftlicher Turner und bald ein eifriger Schwimmer. Ich fuhr mit dem Segelboot auf dem Wasser, lief aufs Eis und jagte über den glatten Spiegel; und im Sommer machte ich oft tagelange Fußtouren, um Blumen und Blätter zu suchen.

Dann hatte ich auch einmal die Sammelwuth und mußte Schachteln, Etuis, Bücher, Bilder, Nippessachen und alle möglichen Ueberflüssigkeiten besitzen, mit denen ich mein Zimmer schmückte.

Auch Höhlen und Kammern baute ich mit meinen Freunden, theils in der Erde, theils auf unserm Hausboden, und wenn ich Mittags aus der Schule kam, konnte ich es nicht erwarten, emporzueilen, mich ganz von der Welt abzuschließen und in einem solchen Versteck allerlei Neuerungen anzubringen und Vorrichtungen zu treffen, die den Eintritt erschwerten.

Dann hatte ich auch wieder Zeiten, in denen ich Gedichte machte und hübsch gebundene Bücher

mit mir herumschleppte, deren Inhalt ich gar nicht verstand, die ich aber, — auf Zäunen oder Bäumen sitzend, — andächtig las, indem ich mich selbst wegen meiner frühen Gelehrsamkeit und meines nach ernsten Dingen gerichteten Strebens bewunderte, — übrigens mich auch begnügte, wenn ich für mich selbst das Publikum abgab.

Bald legte ich den größten Werth auf meinen Anzug, wenn ich einmal den Schüler einer höheren Classe in einem beneidenswerthen, eigentlich nur Erwachsenen zukommenden Rock, erblickte, — bald fand ich es meiner besonderen Veranlagung entsprechend, eine gewisse Nachlässigkeit an den Tag zu legen, fliegende Cravatten zu tragen und mir bunte Klassenmützen in ganz unglaublich schiefen Stellungen auf den Kopf zu stülpen.

Die Schulbücher trug ich unter dem Arm und ließ lieber das wichtigste, — wenns grade ein sehr dickes Werk war, — zu Hause, als daß ich eine Schulmappe genommen hätte.

Ich konnte ja ihr begegnen, — und von ihr entweder als ein gelehrter Träumer, oder als der Flotteste unter den Flotten betrachtet zu werden, stand mir über dem Cornelius Nepos und der ganzen Gelehrsamkeit der Buttmannschen Grammatik.

Im Sommer dieses Jahres hatten meine Spielkameraden und ich eine Vereinigung gebildet, welche den Zweck verfolgte, einen zu einer Lederfabrik gehörenden Berg durch künstliche Bauten in eine Festung zu verwandeln und den Ansturm einer höheren Classe, (ich war Tertianer), zurückzuschlagen. Derlei Dinge, — ursprünglich eine Spielerei, — nahmen schließlich einen völlig ernsthaften Charakter an und wurden mit der größten Erbitterung von beiden Seiten zum Austrag gebracht.

Wir hatten, als unser Bau fertig war, Instrumente der Vertheidigung herbeigeschafft, mit denen man Menschen und Thiere hätte tödten können, und wenn auch die weiche Eichenborke das eigentliche Wurfmaterial abgeben sollte, so erschien eine solche Beschränkung uns doch durchaus nicht nöthig. Aber die Anwendung eines Geheimnisses, — das wir alle zu bewahren mit heiligem Schwur unserm General zugesagt hatten, — mußte ohnedies unsern Truppen den Sieg verschaffen!

Es sollte als Kriegsmittel dienen, wenn etwa ein Sturm auf die Festungswälle wirklich erfolgen sollte.

Völlig kindlich war es nun zwar, daß unsere

Freunde es durchaus in der Ordnung fanden, den Kampf erst aufzunehmen, wenn wir mit unseren sämmtlichen Vertheidigungsmitteln fertig waren. Mehrere Male ward der Tag verschoben. Seit drei Wochen arbeiteten wir, — achtzehn Mann, — in den Stunden zwischen vier und sieben Nachmittags — an unserer Festung.

Es war in der That ein Meisterwerk!

Abgesehen von den Festungswällen und Thürmen, den Gräben und Zugbrücken, war das Innere für die ganze Mannschaft sehr hübsch ausgebaut. Man stieg eine Treppe hinab und befand sich in einem großen Raum, der von oben Licht erhielt und in dem jeder seinen Sitz hatte. In der Mitte stand ein hölzerner Tisch, auf dem allerlei Ueberflüssiges, — aber unsere Wichtigkeit Erhöhendes, — aufgestellt war. Da waren Karten und Ferngläser, ein Kompaß und ein Globus, endlich aber, — und das erschien wenigstens brauchbar: ein riesiges Kuhhorn, das als Signaltrompete eine Rolle zu spielen berufen war.

Das herrlichste aber war ein unter diesem Raum angebrachter geheimer Gang, der die — zwar völlig unwahrscheinliche — „Flucht" ermöglichte.

Und unser Geheimniß? Sechs von uns, die

als Lieutenants gewählt waren, konnten mit Wasserspritzen bewaffnet werden, die, im Moment des Sturmes, auf die Angreifer losgelassen werden sollten, und denen immer neue Nahrung zu geben, große, mit Wasser gefüllte Kübel herbeigeschafft waren.

Am Tage vor dem Ereigniß, zu dem wir übrigens die ganze Nachbarschaft eingeladen hatten, versammelte uns der General und nahm uns nochmals einen feierlichen Eid ab, das Geheimniß nicht zu verrathen.

Er hatte von einem Arzte einen Todtenkopf geliehen, auf den wir alle unsere Hand legen mußten. Wir nahmen die Sache auch wirklich so ernsthaft, als ob Leben oder Tod auf dem Spiele stehe!

Mir rieselte es bei der bevorstehenden Schlacht über den ganzen Körper, aber ich gedachte Sigrids, und die Erinnerung an sie stärkte meinen Muth. Daß sie auch unter den Zuschauern sein würde wußte ich. Vor ihr als Held zu erscheinen, war die einzige würdige Aufgabe meines Lebens!

Und nun war endlich der Tag erschienen! Von unseren Wällen flatterten die Fahnen, — das Kuhhorn ertönte, — und die ganze Mannschaft, jeder mit einem Sack mit Eichenborke um-

gürtet, stand bereit. Auch das Publikum war versammelt, und jetzt erschollen auch bereits aus der Ferne die feindlichen Trompetenstöße!

Ein stattliches Heer in Pappanzern, mit Speeren bewaffnet, stellte sich hundert Schritt von uns auf. Zunächst schickten sie einen Herold, der uns zur freiwilligen Uebergabe der Festung aufforderte! Er ward höhnisch zurückgewiesen.

Die Trompeten bliesen von Neuem, — unser Kuhhorn brüllte, — ich warf einen Blick zu ihr hinüber, (ach, sie schaute auf die feindlichen Truppen und zu dem Schlachtfieber gesellte sich die zornige Enttäuschung), und das Zeichen zum Angriff ward gegeben.

Aber nie hat es wohl verblüfftere Gesichter gegeben als die unsrigen, als nun jene, — unerwartet, — aber um so wirksamer, und mit einer durch das Gefühl der Ueberlegenheit erhöhten Verve vorwärts stürmend, — sämmtlich Wasserspritzen auf uns richteten, und uns durch die Regengüsse so völlig aus der Fassung brachten, daß wir zu einer Vertheidigung mit denselben Waffen gar nicht Zeit und Gelegenheit fanden. Ich hatte gelesen, daß ein Krieger sich lieber freiwillig den Tod gäbe, als die Waffen strecke, und ich war im Begriff, mir die Wasserspritze in die

Brust zu stoßen, als ich meinen Schatz unten im Thale den Feinden Beifall zuklatschen sah, und nun beschloß, — ihr zum Trotz weiter zu leben.

Inzwischen war der Hauptsturm auf unsere Festung erfolgt, und es blieb uns nichts übrig, als in unsere Schlupfwinkel zu flüchten. Alsbald gossen die Feinde durch das erwähnte Licht- und Luftloch, solche Ströme von Wasser in unsern Waffen- und Berathungssaal, daß wir bald in einem wahren Sumpfe wateten. Da trat unser General in unsere Mitte und fragte, ob wir zum Sterben in der Wasserflut, oder zur — Flucht bereit seien? Wir wählten als tapfere Krieger einstimmig das Letztere und muthig ging er uns voran — — — —

Aber es schien alles verrathen. Denn, aus unserm geheimen Gang heraustretend, wurden wir von einer wahren Borken-Salve überschüttet, und zu gleicher Zeit richteten sich unzählige Wasserspritzen auf jede Stelle unseres Körpers, die irgendwo noch einen trocknen Faden aufwies.

Triefend, — wie unfreiwillig ins Wasser geworfene Hunde, — standen wir da und ganze Wasserbäche leckten von uns herab.

„Verrath! Verrath! Elender Verrath!“ stieß ich wüthend heraus, feuerte meine Kameraden an,

und ein wirklicher Kampf mit Fäusten entstand, der bald blutige Köpfe gab.

Die Arbeiter der Fabrik, sowie die übrigen Erwachsenen des zuschauenden Publikums, traten zum Schlusse herzu, um uns zu trennen, was endlich, — wenn auch mit Anstrengung, — gelang.

Jene, — besser befehligt als wir, und nun in ihrem Siegesbewußtsein den letzten Triumph ausspielend, — sammelten sich rasch, — entfalteten die eroberten Fahnen, — ließen ihre Trompeten erschallen, — und, o Entsetzen, stießen in das Kuhhorn, das sie ebenfalls erbeutet hatten. In jeder Falte meines Herzens saß ein brütender Mord und Tod-Anschlag, — aber was noch schlimmer auf mich wirkte, war meine äußere Erscheinung.

Ich war, trotz Abreden meiner Tante, meiner Eitelkeit gefolgt, und hatte ein gutes Habit angezogen, das nun vollständig verdorben war.

Da plötzlich schoß es mir durch dem Sinn, daß Sigrid vielleicht Wohlgefallen an den mit Staub und Wunden bedeckten Helden finden könne, und für einen Augenblick gewann ich mein ganzes Selbstvertrauen wieder. Aber als ich auf den sich auflösenden Menschenknäul blickte, vermochte ich sie nicht mehr zu sehen. Endlich, — drüben

am Wege, der an den Gärten entlang lief, schimmerte ihr Rosa-Kleid. — — — —
Sie war ohne Gruß, ohne theilnehmenden Blick gegangen! Mein Herz stand mir still! — —
Oder wollte sie etwa ihre bisher heimlichen Thränen auch jetzt ohne Zeugen vergießen? — —
War sie am Ende fortgeeilt, um für Hector Charpie zu zupfen? —

Der nächste Tag war ein Sonntag, und an diesem Tage fanden wir Nachbarkinder uns stets Morgens, — frisch gewaschen und gekämmt, wie einst die Kinder Israels vorm Berge Sinai, — im Fahrwege zusammen. Man wandelte dann im Vollgenuß seiner Unwiderstehlichkeit und mit schonsamer Rücksicht auf die Sonntagskleider auf und ab, bis schließlich die Kindernatur hervorbrach und um Mittag schon alle die sorgfältig behüteten weißen Gewänder, Kragen und neuen Stiefel die Spuren von Mutter Natur trugen.

Ich konnte es nicht erwarten, die jungen Mädchen unserer Nachbarschaft zu sprechen! Ich brannte vor Begierde zu erfahren, ob man mich in meiner ganzen Thatkraft bewundert habe. — Und was Sigrid wohl sage? — — Denn auch sie würde heute kommen, wie ich erfahren hatte.

Und endlich kam sie, während ich mich, — von der größeren Masse getrennt, — mit einem reizenden, brünetten Kinde, für die noch immer ein heftiges Flämmchen in meinem Inneren auf- und abflackerte und die auch in unserm Kreise von allen als „meine Julia" angesehen ward, alleine auf- und abwandelte.

Ich antwortete, sobald ich Sigrid erblickte, dieser zerstreut und ziemlich unvermittelt abbrechend, eilte ich auf meinen kleinen Schatz zu. Aber sie empfing mich auch heute mit demselben kühlen Blick, der mir schon so viel Nachdenken bereitet hatte. Ich erhielt einsilbige Antworten und sie machte eine nicht mißzuverstehende Bewegung, daß sie sich zu den übrigen zu gesellen wünsche. Als ich sie aber nicht ließ und mit allerlei versteckten Reden auf sie einsprach, brach sie plötzlich ab und sagte gereizt und schroff:

„Geh doch zu der da, die Du eben verließest, — zu Martha! — Ihr seid ja unzertrennlich! Und ihr gehört dieses, — nimms nur, — ich wills nicht, — schon lange wollte ich es Dir" — —

Sie hielt den berühmten Talisman in der Hand, der, — ich bebte vor Wonne, — an einer kleinen goldenen Kette hing, und wollte ihn mir

zurückgeben. Aber ich faßte ihre Rechte und sagte mit zärtlicher Trauer:

„Wenn Du wüßtest, wie Unrecht Du mir thust Sigrid, — — würdest Du mich wegen Deiner Worte um Verzeihung bitten“ — —

Und dann wollte ich mich ohne Gruß entfernen. — —

Da richtete das Kind einen unbeschreiblichen Blick auf mich, trat einen Schritt vor, hielt mich zurück und sagte: „Nicht hier vor allen! Komm' heute Abend in der Dämmerung in unseren Garten, in die Laube. — — — Kommst Du, — Kurt?“ — —

Ich nickte, wir tauschten zärtliche Blicke und sie eilte davon.

Es war ein wundervoller Sommerabend. Eine abgeklärte Ruhe lag über der Welt.

Die Abendsonne malte ihre Farben an den Himmel und berührte mit ihrem Zauberpinsel die Spitzen des Wolkengebirges. Rosenroth vergoldete sie alles und allmählig schüttete sie ihre Goldbäder auch über die fernen, langgestreckten Luftpartien aus, die gleich Inseln in diesem stillen Meer von Pracht und Schönheit auftauchten.

Von den nahen Wiesen klang noch einmal in

rascher Folge das Rufen lebendigen Gethiers; — in der Höhe zwitscherten hin und her ein Paar verspätete Vögel, als wenn sie in der ruhigen Luft Haschen spielten; — im Grase zwischerte es einsam und heimlich; — und noch einmal drang das Brausen der belebteren Stadt aus der Ferne herüber, bis es durch ein einmaliges, stärkeres Geräusch verschlungen ward und dann auch dieses in immer schwächeren Tönen verhallte.

Nun lag die Natur so still und friedlich, als ob der Luftgeist mit seinem einschläfernden Zauberstab alles Lebende berührt habe. Weiße Nebel stiegen von den Wiesen auf; eine plötzliche Dämmerung hüllte die Ferne in ihren Schleier ein; ein starker Duft drang wie ein letzter Nachtgruß aus Blumen und Gebüsch.

Ich eilte den Fahrweg hinab und öffnete die kleine Gartenpforte. Nichts rührte sich. Ich schlüpfte in die offene Laube und wartete. Nur von der Gasse erscholl über den Häusern herüber noch einmal ein verspätetes Angebot:

„Kööpt Kirschen! Kööpt Kirschen, frische Kirschen!“ Dann verstummte das Geräusch. Offenbar wurde ein kleiner Handel abgeschlossen, bis sich wiederum die eintönige Stimme des Verkäufers

erhob und allmählich in der einsamen Gasse verklang.

Meine Gedanken wurden in der dunklen Stille lebendig, und in meiner weichen Stimmung rang die Poesie um ihr Recht.

Es floß von meinen Lippen. Wo ich sonst suchte, stellte sich alles drängend, überflutend bei mir ein. Ich besang die Natur, die Schönheit, die Sehnsucht, die Liebe. Auch das Wort „Sigrid“ kam über meine Lippen und ich wiederholte es mit einem sinnlichen Behagen, — mit dem ersten stürmischen Anlauf nach Liebe. Und Martha?

Ihr Bild war ganz verblaßt! Immer wieder tauchte Sigrids Schönheit vor mir auf. Ich sah ihre goldsprühenden Zöpfe flattern, ihr kluges, schönes Auge ruhte auf mir, ihre letzten Worte klangen in meiner Seele wieder.

„Sigrid! Sigrid!“ flüsterte ich und schloß die Augen.

Da plötzlich fühlte ich mich umfangen und ein süßer Mädchenkopf schmiegte sich an meine Wange. „Also wirklich?“ sagte ich gerührt und hingerissen, — — —

Wir plauderten, es quoll aus ihrem kleinen, gepreßten Herzen. Dann umfaßten und küßten wir uns.

Der Mond drängte sich hinter den Wolken hervor und der Weißdornstrauch uns gegenüber leuchtete aus dem Dunkel. — Geheimnißvolle Ruhe umgab uns: ein Flüstern ohne Zungen, das die erhöhte Nerventhätigkeit ahnt, aber nicht hört, — was nur geisterhaft lispelt und raunt, — in der Luft, — im Gebüsch, — in dunklen Ecken. — Aber nichts Lebendiges; — nichts, — höchstens einmal das leise Rascheln eines verspäteten Gethiers, — das Knospenbrechen zurückgebliebener Pflanzen. — Nichts, als jenes schwimmende, unsichtbare Geflüster einer warmen, zauberischen Sommernacht, bei dem wir vor unserem eigenen Geräusch zusammenschrecken.

Ein heißer Strom durchdrang mein Inneres und flutete über meine Stirn. Ein seltsamer Zauber hielt mich umfangen. Ein Zittern von Wonne und Glück überfiel mich. Meiner nicht mehr mächtig, kniete ich nieder und drückte meinen Kopf in ihren Schooß. So saßen wir lange in stiller Glückseligkeit.

Und dann ertönte ein schneller, trippelnder, leiser Schritt! Etwas Lebendiges war in unserer Nähe. Wir schraken auf. Es war der kleine zutrauliche Haushund, der an ihr emporsprang, und dessen beginnendes Freudengebell sie mühsam

unterdrückte. Dieser trennte uns. Ihr Kleidchen schimmerte noch einmal von ferne durch den Abend. Noch einmal schaute sie sich um und winkte mit ihrer kleinen, leuchtenden Hand durch die Nacht.

„Komm Tiras! Komm!“ rief sie nun laut und unbefangen. Die kleine Heuchlerin, — als ob nichts vorgefallen, — als ob sie nur einmal durch den Mondschein gewandelt und höchstens die Spuren ihres kleinen Füßchens im Sande zurückgelassen habe. — — — —

Ich aber schlich leise, auf den Zehen, durch den Fahrweg in unsern Garten zurück und die Nachwirkung solcher Wonne rieselte seltsam durch meine jugendlichen Glieder.

Das Jahr war rasch dahingeschwunden.

Ich hatte von meiner Tante erfahren, und es war mir von Sigrid in der Tanzstunde bestätigt, daß ihre Mutter den Tag ihrer Rückkehr festgesetzt habe, und daß sie mit Herbst-Ende unsere Stadt verlassen solle. Den Tanzstundenball durfte sie noch mitmachen. Sie hatte so lange gebeten, und war in ihren Bitten so unwiderstehlich, daß man es ihr gewährt hatte.

Es war ein großer Tag! Ich hatte eine neue Jacke erhalten, die mit goldenen Knöpfen besetzt

war, dazu weiße, weite Sommerbeinkleider und ein flatterndes schwarzseidenes Halstuch. Die Füße aber steckten in spitzen Lackschuhen, die einen kleinen Fuß gaben, dabei aber heftig drückten.

Für solche Fälle bedeckte man mit glatten Brettern Parterre und Parquet unseres kleinen Stadttheaters, das sonderbarer Weise in der Eingangsflur durch eine Themis geschmückt war, die mit verbundenen Augen Schwert und Wage in der Hand hielt, (einige behaupteten, es sei ein Mahnruf an das Publikum, gerechtes Gericht über die Verunstaltungen der Kunst zu halten, durch die man sich dort versündige!) — und stellte zeitweilig auf diese Weise einen Tanzsaal her. Es waren dreißig Paare, die an dem heutigen Tage des Abgangs, die Prüfung Terpsichores bestehen sollten, und ich war im Stande, allen Ansprüchen nach allen Richtungen gerecht zu werden, da ich mir vom Onkel und von der Tante ganze zwölf Schillinge zusammengebettelt hatte, die ich verthun konnte.

Ich hatte beschlossen, Sigrid ein Abschiedsgeschenk zu machen und schwankte nun bei der Wahl zwischen einem Diamanten in Taubenei-Größe und einer langen Halskette mit schwarzen

Perlen, von der ich gehört hatte, daß letztere einen ähnlichen Werth besitze.

Ich entschied mich endlich, — nach langen Erwägungen — für — — ein halbes Dutzend Karoussel-Billets, denn die Herbstmesse war bereits eröffnet und alles eilte auf den bunten Markt.

Ich behielt dann noch sechs Schillinge in meiner Kasse, mit denen ich im Stande war, links von ihr auf dem Löwen zu sitzen, während ich ihr Plätze auf einem Schwan bestellte, dem der Künstler einen wunderbaren Hals gegeben hatte. Das Thier schnappte — den Kopf gen oben gerichtet, — nach Luft, während doch die anmuthigen, lebendigen Geschöpfe ihr vornehmes Haupt herabsenken.

So gerüstet, betrat ich den Tanzsaal, den die Mütter, mit dem unverwandten Blick auf ihre „Emilie, Ottilie und Cäcilie," schon umkränzten.

Ich hatte meinen Schatz sogleich unter den übrigen Mädchen herausgefunden; auch sie bemerkte meinen Eintritt, und als ich neugierig hinüberschaute, ob sie auch heute die schönste sei, mußte ich sie in ihrem weißen Kleide und dem Goldhaar mit einem Engel vergleichen, der auf die Erde herabgestiegen.

Ganz berauscht von Glück war ich, als ich beim Nähertreten bemerkte, daß sie zum ersten

Male das goldene Kettchen sichtbar um den Hals geschlungen hatte.

Als ich ihr die Ballkarte überreichte und in übermüthiger Zärtlichkeit sie aufforderte, mit ihrem Namen alle freien Plätze hinter den zierlich gedruckten Tänzen zu versehen, lachte sie und sagte:

„Sei nun einmal ernsthaft, Kurt, — — also den ersten?“ — —

„Ja, und den zweiten.“ — —

„Das geht nicht; — aber den zweiten Schottisch“ — — —

„Gut, den zweiten Schottisch und den Galopp, — den Fandango, — die Française, — den Cottillon“ — — —

„Sei nun endlich vernünftig! Sieh, es kommen schon andere Knaben, — also rasch, — welche noch?“ — —

„Française und Cottillon, — wenn's denn nicht anders sein kann, — ach, Sigrid, — es ist ja das letzte Mal“ — — —

Ich war ganz weich, als ich das sagte. Sie aber sah mich wortlos und zärtlich an und zeigte nur auf den Talisman, als ob dieser doch ein ewiges, unlösliches Band um uns schlingen werde. —

„Natürlich! das Beste ist schon fort“ — — rief einer meiner Kameraden, der unter den nun

herandrängenden Tänzern besonders auf Sigrid einsprach und um den Cottillon bat.

„Aber hier ist ja noch der erste Tanz. — — Darf ich den?"

„Nein, den habe ich auch schon versagt", erwiderte Sigrid, bescheiden und entschuldigend den Bleistift ansetzend, „ich habe nur vergessen, den Namen hinzuzufügen." — —

„Natürlich! Auch Kurt!" rief der Knabe wegwerfend. „Nun, Sigrid, den Namen brauchst Du ja nicht hinzuzufügen, den behältst Du ja leicht" — —

Sie erröthete, sprach inzwischen mit anderen und wandte sich dann wieder zu ihm.

„Darf ich Dich denn zu Tisch führen, Sigrid, oder ist der Held und Sieger vom Borkenberg auch" —

Bis jetzt hatte das, was er gesprochen hatte, meiner Eitelkeit geschmeichelt, als er aber meine Krieger-Ehre angriff, — er gehörte zu der feindlichen Macht, — schoß mir das Blut in die Schläfen.

Sigrid sah es und fiel uns beiden rasch und angstvoll in die Rede.

„Bitte, bitte!" sagte das liebliche Kind und schaute uns mit einem so rührend-bittenden Aus-

druck an, daß größere Feindschaft Rücksicht hätte üben müssen.

Aber Eifersucht und gekränkte Eitelkeit waren in uns beiden aufgelodert, und nur „Blut“ konnte sühnen, was uns bewegte! Nach Knabenart hatte ich ihn mit der Schulter bei Seite gestoßen, und mit geballten Fäusten trotzten wir nun gegen einander auf.

Zum Glück tänzelte in diesem Augenblick der lange, hagere, bartlose Tanzlehrer (er sah aus wie ein Reiher, der aus Zufall seinen Hals in ein Gefäß Wein gesteckt hat und die Wirkung verspürt,) auf uns zu, und preßte zornig und nach seiner Weise mit gekrümmten, eisernen Fingern derartig unsern rechten Arm, daß wir laut aufschrieen.

„Ein Wort noch, ihr ungezogenen Burschen, und ich weise euch aus dem Saal! Könnt ihr eure Knabenstreiche nicht draußen ausfechten?“

Nachdem auf diese Weise der äußere Friede hergestellt war, trennten wir uns. Ich fand es indessen meiner würdig, Sigrid noch meinen Entschluß mitzutheilen, trat auf sie zu und sagte:

„Morgen schlage ich Karl Wille todt. — — Hoffentlich wirst Du nicht mit ihm tanzen, Sigrid“ — — —

Dem geängstigten Kind nahm ich durch diese

höchst wahrscheinliche Drohung, besonders aber durch diese ungezogene und selbstsüchtige Aufforderung, die Freude an der ganzen Sache!

„Bitte, bitte, nicht!“ sagte sie flehend und dann: „Ich muß doch mit ihm tanzen, wenn ich es ihm versprochen habe.“ — — —

„Ist das Dein Ernst, Sigrid?“

Sie nickte zaghaft, und sah, wie meine Tante gesagt haben würde, in ihrer Hülflosigkeit himmlisch, entzückend, überirdisch-schön aus.

„Nun,“ entschied ich nach Tyrannen-Art, „dann wähle zwischen ihm oder mir.“ — —

Nach diesem empörenden Entweder-Oder drehte ich mich auf dem Absatz um und verließ sie.

Aber schon bei dem ersten Tanze, als sie von der schon den Mädchen anhaftenden „ahnenden“ Klugheit, „durch Schweigen einen Zweck zu erreichen“, Gebrauch machte, sah ich die Sache in einem anderen Lichte an; — beim Schottisch sprach ich bereits mit ihr über die „Möglichkeit“, daß sie mit ihm tanzen könne, ohne daß mein Wappenschild befleckt werde, — und bei Tisch, nach den ersten Gläsern Wein, als Karl Wille mir zutrank und herüberrief:

„Na komm, Kurt! Wir wollen uns wieder versöhnen!“ war ich bereits besiegt und erklärte,

Sigrid würde mich persönlich verletzen, wenn sie ihn von ihrer Tanzkarte streiche. Mein kleiner Schatz schwamm von diesem Augenblick in Seligkeit und drückte mir unter dem Tisch die Hand. —

In glücklichem Rausch waren die Stunden an uns vorüber geflogen, — aber als nun die Bande gesellschaftlicher Zurückhaltung sich etwas gelockert hatten, auch die Erwachsenen sich mehr mit sich und nicht ausschließlich mit uns Kindern beschäftigten, zog ich Sigrid heimlich die Treppe in die Loge hinauf.

Hier stürmten die Paare in den Pausen auf und ab; jetzt aber, gleich nach Tisch und während des Walzers, waren die Gänge verlassen und namentlich die Honoratioren-Plätze in der Mitte, unter denen an der Brüstung das Stadtwappen gemalt war, (eine bekränzte Leier, welche zwei aufgerichtete Bären mit ihren Tatzen hielten, Bären, die durch die Kunst des Malers in der Entfernung wie zwei Riesenflöhe aussahen), waren dunkel und heimlich zum Plaudern.

Wir setzten uns nebeneinander. Ich faßte ihre Hand.

„Ach! Sigrid“ — — —

„Mein Kurt“ — — —

Dann langes Schweigen, denn ihr Herz war übervoll, und mir ging es nicht besser.

„Wann sehe ich Dich wieder?“ — — —

„Ich weiß nicht, — — Kommst Du nicht einmal nach Kopenhagen?“ — — —

Ich überlegte, ob ich einmal in späterer Zeit nach Kopenhagen meinen Weg zu richten beschließen würde! — — —

Das Ergebnis war nicht günstig, ich erwiderte deshalb:

„Ich werde gewiß später auf einer deutschen Universität studiren; — keine Aussicht, Sigrid.“

Sie seufzte, und als ihr nun wohl plötzlich der richtige Gedanke kommen mochte, daß, während sie es mit ihrer Liebe und Treue sehr ernsthaft nähme, ich vielleicht schon nach einigen Wochen mit meinem flatterhaften Knabensinn meine Blicke auf eine andere Schönheit meiner Umgebung werfen und Sie vergessen könne, sagte sie halb zweifelnd, aber doch mit rührendem Vertrauen:

„Wirst Du denn so lange auf mich warten, Kurt? — — Ach, ich werde mich sehr sehnen“ —

Sie hatte ihr kleines, feines Spitzentüchelchen, — alles, was Sigrid besaß, war hübsch und von besonderer Art, — ergriffen und erhob es zu ihren Augen.

„Ich kann nicht weinen sehen", — — sagte ich, indem ich mich erinnerte, diesen Satz jüngst in einem Leihbibliothek-Roman gelesen zu haben.

„Ich kann nicht weinen sehen, Sigrid", — — wiederholte ich, — fügte aber, nun selbst durch ihre Thränen weich gemacht, in zärtlichem Tone hinzu:

„Wir können nicht von einander lassen! — Wozu wäre denn der Ring und der Talisman? — — So lange Du den trägst, Sigrid, kann Dich keine Noth und kein Kummer treffen und in ihm liegt ja auch die Sicherheit, daß ich auf Dich warte, und ich Dich immer lieb behalten werde!" —

„Wenn Du nur mich" — — schloß ich, weil es mich berauschte, ihr Liebesgeständniß zu hören.

„Ich?" sagte das Kind und schaute mich an.

„Ach, Kurt!" wenn Du mir nur ein Viertel so treu bleibst, wie ich Dir" — — — —

Noch ging mir die in dieser unschuldigen Form ausgesprochene und auf die vier Species begründete Liebesversicherung durch den Kopf, als ich plötzlich Schritte hinter mir hörte und Karl Wille mit einem „Ei, ei, sieh einmal das Liebespärchen" — — neben uns stand.

Sigrid schrak empor, ich aber rief zornig:

„Das ist frech! Du" — — — —

Und in demselben Augenblick loderten auch die bisher künstlich zurückgedrängten Leidenschaften in uns beiden empor, wir ergriffen uns, faßten uns um den Leib und lagen kämpfend unter den Stühlen.

Dem kleinen nordischen Mädchen zuckte das Herz, aber Scham und Klugheit überwand ihre Besorgniß um mich; — sie bückte sich rasch, um nicht von unten gesehen zu werden, — lief durch den Gang, — gelangte an die Seitenthür der Loge, die ins Vestibule führte und verschwand.

Wir aber lagen auf der Erde und schworen, zähneknirschend und Verwünschungen ausstoßend, daß einer todt am Platze bleiben müsse. — —

Nachdem wir uns gegenseitig unsere Köpfe verunziert und unsere Kleider zerrissen hatten, war es unmöglich, daß wir uns im Saale wieder zeigen konnten. Wir schlichen deshalb auf demselben Wege, wie Sigrid, davon, lößten unsere Mützen ein und verließen, einen Brand im Herzen, das Theater!

So schloß der denkwürdige Tag!

Noch einmal saß ich neben dem reizenden, goldhaarigen Kinde auf dem Löwen in dem Carroussel und genoß die ganze Seligkeit, sie mein eigen zu nennen! Die lustige Musik ertönte, wir flogen dahin, — ihre Zöpfe flatterten, mein Halstuch wehte bei der raschen Bewegung — ein gehobenes Gefühl durchströmte uns, — und stolz und glücklich, beugte ich mich zu ihr herab. —

Seit jenem Sommerabend hatte sie niemals wieder geduldet, daß ich sie küßte. Aber als ich sie an diesem letzten Abend an die Gartenthür brachte und Abschied von ihr nahm, trat sie näher an mich heran, sah sich rasch um und umschlang meinen Hals in heftiger Zärtlichkeit.

Sie küßte mich auf die Wangen und weinte mit überströmenden Thränen.

Und ich weinte auch und ich schwur ihr, sie ewig zu lieben. — — —

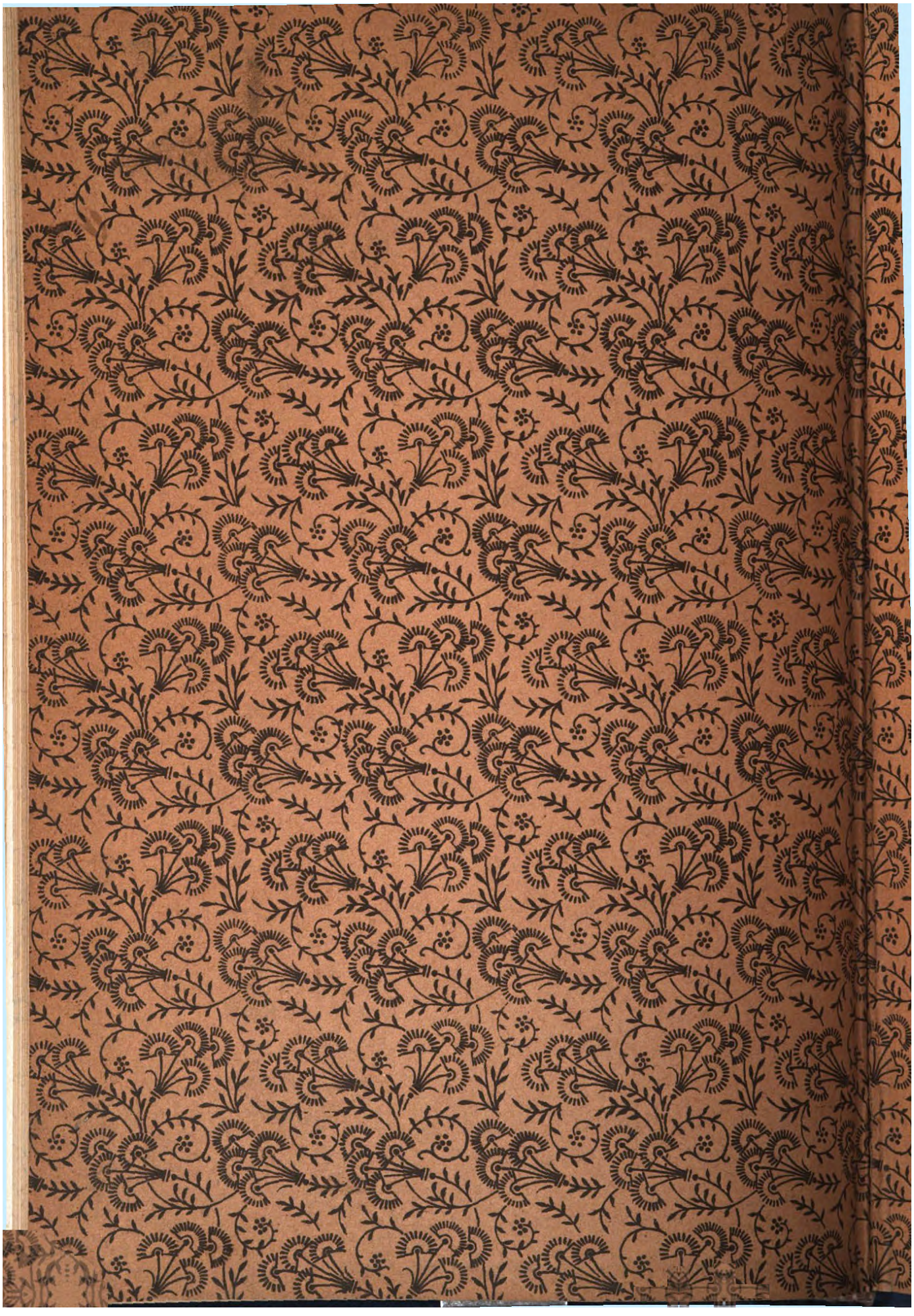
Aber ich habe sie nie wieder gesehen; sie ward in frühen Jahren eines Mannes Weib und ging, wie ich hörte, mit ihm nach Italien, wo sie ihren dauernden Aufenthalt nahmen.

Den Talisman, der sich so schlecht bewährte, besitzt sie vielleicht noch; und es befindet sich auch heute noch unter meinen Erinnerungs-Schätzen ein Briefchen, das mir am Tage nach ihrer

Abreiſe zuging. Es enthielt nur einige Worte, aber dieſe umfaßten doch eine Welt von Inhalt; es waren dieſelben zärtlichen, fremdklingenden Laute, welche ſie damals in dem Garten mir zugeflüſtert hatte und die meinen Knabenſinn berauſchten:

„Jeg elsker Dig!“ — — —

Druck von Oskar Leiner in Leipzig.



YB 5296

208017

Heiberg